

Mit kolonialen Grüßen ...

Berichte und Erzählungen von Auslandsaufenthalten
rassismuskritisch betrachtet

Eine Broschüre von



VOLL SCHÖN,
SO AUTHENTISCH.

INHALT

→ IMPRESSUM 4

→ EINSTIEG

- ▶ Reisen und davon berichten 5
- ▶ ... und das mit schwerem Gepäck 5
- ▶ Warum diese Broschüre? Und für wen? 5
- ▶ Das erwartet euch 7

→ MACHT UND HERRSCHAFT IM GLOBALEN KONTEXT

- ▶ Rassismus 8
- ▶ Besetzung, Kontrolle und ökonomische Ausbeutung 9
- ▶ Verbreitung europäischer Wissenssysteme 11

→ WIE RASSISMUS FUNKTIONIERT

- ▶ Unterscheiden, verallgemeinern und die anderen zum Objekt machen 13
- ▶ Unterscheiden, verallgemeinern und biologisieren 13
- ▶ Die anderen zu Anderen machen 14
- ▶ Die Anderen abwerten, das Eigene aufwerten 15

→ SPRACHE

- ▶ Das Gleiche anders benennen 16
- ▶ Das Eigene als universell und normal bezeichnen 17
- ▶ Assoziationen und Bilder mitdenken 17
- ▶ Sich mit Sprache auseinandersetzen 17

→ BILDER

- ▶ Die Macht der Fotografierenden... 20
- ▶ ... und die des wiederholten Bildes 21
- ▶ Warum fotografieren, und warum nicht? 21
- ▶ Das Recht am eigenen Bild 21

→ WIEDERKEHRENDE THEMEN

- ▶ Alles extrem hier 23
- ▶ Wir als Opfer von Diskriminierung 24
- ▶ Die eigene Überlegenheit 26
- ▶ Nichts als Defizite 28
- ▶ Auf der Suche nach dem Authentischen 29
- ▶ Exotisierung 32
- ▶ Armut romantisieren 33

→ AUSBLICK

- ▶ Selbstreflexion üben und mit anderen teilen 35
- ▶ Geschichte lernen und vermitteln 35
- ▶ Den Fokus verschieben durch komplexes Berichten über Aktuelles und Zeitgenössisches 36
- ▶ Zusammenhänge herstellen und Gesellschaftsstrukturen berücksichtigen 36

→ ZUM WEITERLESEN, WEITERDENKEN, WEITERHANDELN 37 - 39

IMPRESSUM

Herausgeber

glokal e.V.
Choriner Str. 6
10119 Berlin
info@glokal.org
http://www.glokal.org

Redaktion

Daniel Bendix
Chandra-Milena Danielzik
Jana Döll
Simone Holzwarth
Juliane Juergensohn
Timo Kiesel
Kristina Kontzi
Carolin Philipp

Vielen Dank für die tolle Unterstützung an

Annika Stark, Beate Flechtner,
Christina Bantle, Christin Rothe,
Henrike und Marlene Holzwarth, Jan Wenzel,
Joshua Kwesi Aikins, Julian Weber, Kira Kohnen
und Stefan Schreiber

V.i.S.d.P.: Chandra-Milena Danielzik

Illustration & Layout

Kira Kohnen
www.kirakohnen.de

Druck

Pachnicke Druck Göttingen
www.recyclingflyer.de/

Der Text dieser Broschüre steht unter
Creative-Commons Lizenz.



Schutzgebühr: 2,00 € / Stück
ab 50 Stück 1,50 € / Stück

Diese Broschüre wurde erstellt und gedruckt
mit finanzieller Unterstützung von



**ENGAGEMENT
GLOBAL**
Service für Entwicklungsinitiativen



Mit dem Begriff **globaler Süden** wird eine im globalen System benachteiligte gesellschaftliche, politische und ökonomische Position beschrieben. Globaler Norden hingegen bestimmt eine mit Vorteilen bedachte, privilegierte Position. Die Einteilung verweist auf die unterschiedliche Erfahrung mit Kolonialismus und Ausbeutung, einmal als Profitierende und einmal als Ausgebeutete. Die Einteilung in Süd und Nord ist zwar auch geographisch gedacht, aber nicht ausschließlich. Australien gehört beispielsweise genau wie Deutschland mehrheitlich dem globalen Norden an, aber es gibt in beiden Ländern auch Menschen, die Teil des globalen Südens sind, zum Beispiel Aboriginal Australians und illegalisierte Personen. Andersherum gibt es auch in Ländern, die mehrheitlich dem globalen Süden angehören, Menschen, die die Privilegien des globalen Nordens genießen, zum Beispiel deutsche Siedler_innen in Namibia oder Weiße in Südafrika. Mit dem Begriffspaar wird versucht, unterschiedliche politische Positionen in einem globalen Kontext zu benennen, ohne dabei wertende Beschreibungen wie z.B. „entwickelt“, „Entwicklungsländer“ oder „Dritte Welt“ zu benutzen.

EINSTIEG

Reisen und davon berichten ...

Wenn wir für eine längere Zeit ins Ausland gehen, erleben wir ungemein viel und möchten gerne unseren Freund_innen und Verwandten zuhause berichten und sie an unseren Erlebnissen, Erfahrungen und Eindrücken teilhaben lassen. Ganz egal, ob wir als Tourist_innen, z.B. als Backpacker_innen, unterwegs sind, einen Job im globalen Süden haben, ob wir einen Freiwilligendienst oder ein Praktikum absolvieren, fotografieren wir, erzählen in E-Mails, Social Media, (Rund-)Briefen oder einem eigenen Blog, wie es uns geht, was uns bewegt, überrascht, glücklich gemacht oder irritiert hat. Wieder zurück in Deutschland geht das Erzählen und das Zeigen von Fotos meist erst richtig los. Teilweise entstehen sogar kleine Artikel für Zeitungen und Zeitschriften. Unsere Erzählungen und Bilder sind Beweisstücke dafür, dass wir all das wirklich erlebt haben. Viele unserer Leser_innen und Zuhörer_innen sehen uns als authentische, glaubhafte Expert_innen, als Quelle von objektivem Wissen – oft wollen wir bewusst oder unbewusst auch genau das sein. Neben dem Erlebnisaspekt erscheinen Auslandsaufenthalte heute nämlich als Beweis dafür, interkulturelle Kompetenzen zu besitzen und zu Toleranz, Völkerverständigung und Frieden in der Welt beizutragen. Auch glänzen sie karrierefördernd in unserem Lebenslauf.

... und das mit schwerem Gepäck

Alles, was wir fotografieren und berichten, ist Teil der Realität, die wir erleben. Allerdings ist sie eben auch nur ein Teil, gesehen und wahrgenommen aus unserer subjektiven und gesellschaftlich geprägten Perspektive. Die Themen, Menschen und Gesellschaften, über die wir berichten, und die Fotos, die in Deutschland aufge-

wachsene Reisende, Freiwillige, etc. machen, schweben nicht in einem luftleeren Raum. Unsere Beziehung zum globalen Süden ist u.a. maßgeblich durch das Erbe des europäischen Kolonialismus geprägt – sowohl ökonomisch als auch politisch und kulturell. Die Gesellschaft, in der wir aufgewachsen sind, ihre Geschichte, die soziale Stellung, die wir darin einnehmen (bezogen auf Diskriminierungsverhältnisse wie Gender, Klasse, Rassismus, Behinderung, etc.), ist für jede_n Einzelne_n von uns eine Art Vorgeschichte, durch die wir gelernt haben, andere Menschen und Gesellschaften wahrzunehmen und ihnen zu begegnen. Das bedeutet keineswegs, dass wir als Menschen keinerlei persönlichen Spielraum haben, wohl aber, dass wir durch unsere Sozialisation bestimmte gesellschaftliche Werte, Normen und Blickwinkel erlernt haben, die uns oft auch unbewusst prägen. Erst durch eine aktive Beschäftigung mit dieser Vorgeschichte kann sie uns bewusst werden. Wir können sie dann kritisieren und uns von ihr distanzieren – auch wenn sie dadurch natürlich nicht ausgelöscht werden kann. Tun wir aber so als wär' nichts, als gäbe es als Teil der deutschen Gesellschaft kein schweres Gepäck zu tragen, wenn wir in Länder des **globalen Südens** reisen, verfestigen und vertiefen wir Ungleichheit und Diskriminierung.

Warum diese Broschüre? Und für wen?

Als global e.V. arbeiten wir seit einigen Jahren in der (entwicklungs-)politischen Bildungsarbeit, auch in der Vor- und Nachbereitung sowie Begleitung von jungen Menschen, die einen Freiwilligendienst, eine Jugendbegegnung oder einen Schüler_innenaustausch in Ländern des globalen Südens machen. Durch unsere Arbeit ha-

ben wir uns mit vielen Freiwilligen unterhalten, haben zahlreiche Blogs und Berichte gelesen und noch mehr Fotos angeschaut. Dabei ist uns immer wieder aufgefallen, dass viele der Berichte nicht mit den Inhalten der pädagogischen Begleitung und den Zielen der Organisationen und Förderprogramme übereinstimmen, sondern diesen entgegenstehen. Während z.B. auf Begleitseminaren die Themen Vorurteile und Rassismus den Teamenden oftmals ein Anliegen sind, werden Menschen und Länder des globalen Südens in den Berichten überwiegend stereotyp und rassistisch dargestellt – sei es bewusst oder unbewusst. Manche Berichte lesen sich gar wie koloniale Reiseberichte. All dies ist natürlich kein auf junge Reisende beschränktes Phänomen, sondern Teil dessen, wie der globale Süden generell im und durch den globalen Norden, z.B. in Schulbüchern oder in den Medien dargestellt wird. Unsere eigenen Erfahrungen als Reisende, Berichte von Freund_innen und Bekannten und das Wissen darüber, dass Teilnehmende von Freiwilligendiensten im globalen Süden oft einen Großteil ihrer Freizeit damit verbringen, mit Freund_innen und Familie zu kommunizieren und vom Erlebten zu berichten, hat uns dazu bewogen, uns diesem Themenbereich zu widmen.

Viele von uns haben ähnliche Programme absolviert, sind länger im Ausland gereist und haben selbst Rundbriefe oder Blogs geschrieben. Darum haben wir uns auch entschieden, die Broschüre in der wir-Form zu schreiben. Wir sind, wie wahrscheinlich die meisten Leser_innen, in Deutschland aufgewachsen und „westlich“ sozialisiert. Ein Großteil unserer Gruppe ist zudem Weiß. Während wir in Deutschland in Bezug auf Rassismus unterschiedliche Positionen haben (d.h. Weiße profitieren, Schwarze und People of Color sind benachteiligt), nehmen Reisende aus dem globalen Norden in den meisten Fällen in Ländern des Südens eine privilegierte Position als „Westler_innen“ ein. Während sich allerdings Weiße durchgehend in einer privilegierten Position befinden, gibt es viele Kontexte, in denen Schwarze und People of Color auch in Ländern des Südens rassistisch diskriminiert werden. Mit „wir“ sind daher in dieser Broschüre meist alle Menschen aus dem globalen Norden gemeint, manchmal aber auch

Schwarz & Weiß bezeichnen politische und soziale Konstruktionen und werden nicht als biologische Eigenschaften verstanden. Sie beschreiben also nicht Hautfarben von Menschen, sondern ihre Position als diskriminierte oder privilegierte Menschen in einer durch Rassismus geprägten Gesellschaft. Während es sich bei Schwarz oftmals um eine emanzipatorische Selbstbezeichnung Schwarzer Menschen handelt, wird Weiß explizit benannt, um die dominante Position zu kennzeichnen, die sonst meist unausgesprochen bleibt. Damit der Konstruktionscharakter deutlich wird, werden Schwarz und Weiß groß geschrieben, da sie von Adjektiven abgegrenzt werden sollen. People of Color ist ein Begriff, mit dem sich Menschen selbst bezeichnen können, die in einer rassistischen Gesellschaft als „nicht-Weiß“ gelten. Der Begriff ermöglicht, die koloniale Strategie des Teilens (zwischen verschiedenen „nicht-Weißen“ Gruppen) und Herrschens zu überwinden, indem er Menschen ähnlicher rassistischer Erfahrungen zusammen bringt. Wie Schwarz ist der Begriff People of Color eine Selbstbezeichnung, um rassistischen und kolonialen Wortschöpfungen eine Alternative entgegenzusetzen.

nur Weiße. Wir haben versucht, die besondere Position von Schwarzen und People of Color aus Deutschland, die in den globalen Süden reisen, in dieser Broschüre zu berücksichtigen, sind uns aber im Klaren, dass wir dem nicht immer gerecht werden. Dazu sind die jeweiligen Migrationsbiographien zu unterschiedlich und somit schwerlich verallgemeinerbar.

Das erwartet euch

Uns als Gruppe ist es wichtig, einen umfassenden Einstieg in das Thema „Wie berichte ich von meinem Aufenthalt in einem Land des globalen Südens?“ zu geben. Die Broschüre will so praxisnah wie möglich sein und gleichzeitig die Erkenntnisse rassismus- und kolonialkritischer Forschung und Bewegungen einbeziehen. Wir haben uns dazu in den letzten Jahren eine Vielzahl von Berichten, Fotos und Blogs angeschaut und auf wiederkehrende Aspekte hin untersucht. Anhand einzelner Beispiele diskutieren wir in dieser Broschüre einige zentrale Punkte und geben jeweils hilfreiche Fragen an die Hand - denn fragend schreiten wir voran. Viele der Aspekte hängen miteinander zusammen und werden erst verständlich, wenn wir zurück in die Geschichte und auf theoretische Auseinandersetzungen mit dem Thema blicken. Darum erläutern wir in einem längeren Einstieg Macht und Herrschaft im globalen Kontext und konzentrieren uns dabei insbesondere auf Rassismus und darauf, wie dieser funktioniert. Den Mittelteil der Broschüre bilden zwei Kapitel, in denen wir uns den wichtigsten Medien unserer Berichte widmen: der Sprache und den Bildern. Auch hier gibt es durch konkrete Fragen einen Praxisbezug. Wir beziehen uns in dieser Broschüre auf zahlreiche Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen, die sich mit dem Fortbestehen von Kolonialismus und mit Rassismus beschäftigen. Um die Broschüre lesbarer zu machen, verzichten wir aber auf direkte Literaturnachweise und haben stattdessen am Ende eine Literatur- und Linkliste mit den für uns wichtigsten Autor_innen zusammengestellt.

Abschließend sei gesagt: Das ist die erste Auflage dieser Broschüre. Wir freuen uns über angeregte Diskussionen und sind dankbar für Feedback, Anregungen und Kritik an info@global.org



MACHT UND HERRSCHAFT IM GLOBALEN KONTEXT

Die Beziehungen zwischen globalem Norden und globalem Süden, um die es uns in dieser Broschüre geht, sind fundamental geprägt von einer gemeinsamen kolonialen Vergangenheit. In den vergangenen Jahrhunderten wurden Machtverhältnisse geschaffen, die sich bis heute relativ stabil halten, die weltweit wirksam sind und von denen Weiße bis heute profitieren.

Der europäische Kolonialismus nahm mit dem Eindringen von Europäer_innen im heutigen Amerika Ende des 15. Jahrhunderts seinen Anfang, wurde dann auf Afrika und Asien ausgedehnt, und prägt die gegenwärtigen globalen Beziehungen. Der europäische Kolonialismus ist einzigartig was Ausmaß (1914 waren 85% der Erde von Europäer_innen besetzt!) und Dauerhaftigkeit der gewaltsamen wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Veränderungen angeht. Durch die hierarchische Einteilung von Menschen in vermeintlich biologische Rassen durch die Europäer_innen wurde ein bis heute wirksames rassistisches Unterdrückungssystem geschaffen. Kolonialismus ist nicht nur die Besetzung eines bestimmten Gebiets und entsprechend mit dem Abzug der Kolonialmächte beendet. Kolonialismus ist ein Herrschafts- und Gewaltsystem, das unser Denken und Handeln bestimmt – egal, ob dies bewusst oder unbewusst geschieht. Koloniale Macht- und Herrschaftsverhältnisse umfassen drei Dimensionen:

- Rassismus und die strikte Trennung zwischen (ehemals) Kolonisierenden und (ehemals) Kolonisierten auf allen Ebenen;
- Besetzung, Kontrolle und ökonomische Ausbeutung sowie die Zwangsintegration in ein globales kapitalistisches Wirtschafts- und Gesellschaftssystem;
- Die weltweite Verbreitung europäischer Wissenssysteme und Zerstörung bzw. Nicht-Anerkennung vieler anderer.

Rassismus

Die rassistische Unterscheidung zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten, zwischen Weiß und Schwarz, ist die ideologische Grundlage für Kolonialismus und damit für koloniale Herrschaft. Auch kann heutiger Rassismus in Deutschland ohne die Betrachtung unserer kolonialen Geschichte und Gegenwart nicht verstanden werden. Die Begründung der Unterschiede zwischen einem Weißen Uns und den Anderen änderte und überlagerte sich im Laufe der Zeit. Zu Anfang waren die als Andere konstruierten die „Ungläubigen“ und das Wir die „Gläubigen“ – Europäer_innen machten den Unterschied an der Religion (Christentum) fest. Im Zuge der breitflächigen Zwangschristianisierung konnten die Kolonisator_innen die Ungleichbehandlung jedoch nicht mehr gut über die Religion begründen. So wurden zum ausgehenden 16. Jahrhundert Rassentheorien aus der Tier- und Pflanzenwelt auf den Menschen übertragen. Dabei wurden Unterschiede zwischen Menschen in den Körper verlagert und behauptet, diese seien konstant und vererbbar. So wurde glaubhaft gemacht, es gebe unterschiedliche Rassen und Weiße Menschen stünden über allen Anderen an der Spitze einer vermeintlichen menschlichen Evolution, die es auf den Menschen bezogen eigentlich gar nicht gibt. Daraus leiteten die Europäer_innen das Recht und die Pflicht ab, andere auch mit Gewalt zu „zivilisieren“, auf den vermeintlich rechten Weg zu führen und zu entwickeln. Der Kolonialismus musste irgendwie gerechtfertigt werden, fand er doch absurderweise größtenteils in einer Zeit statt, in der man in Europa über Freiheit, Gleichheit, sowie Bürger- und Menschenrechte diskutierte (siehe z.B. die Französische Revolution). Wir lernen heutzutage, dass diese Werte und



Rechte in der Zeit der so genannten Aufklärung und Moderne umgesetzt wurden und auch heute noch wirksam sind. Sie galten allerdings offiziell nur für Weiße Menschen bzw. Männer mit Bürgerstatus und schlossen alle anderen Menschen aus – das hingegen lernen wir oftmals nicht. Heute gelten sie offiziell für alle Menschen, schließen jedoch faktisch immer noch einen Großteil der Menschen auf der Welt aus.

Nachdem die Idee, dass es unter Menschen unterschiedliche Rassen gäbe, nach dem deutschen Nationalsozialismus und der rassistisch legitimierten Ermordung von Millionen von Menschen in Europa nicht mehr so leicht vertreten werden konnte und sich immer mehr als unhaltbar erwies, versuchten Weiße Europäer_innen den Unterschied zwischen einem Uns und den Anderen daran festzumachen, wie sehr die Anderen den Idealen Europas nahe kamen, wie sehr sie dem Bild, das die Europäer_innen von sich selbst hatten, ähnelten. Man unterschied also zwischen schon „Entwickelten“ und nicht oder „noch nicht Entwickelten“ bzw. „Unterentwickelten“. Unterschiede wurden nicht mehr vornehmlich biologisch-naturwissenschaftlich erklärt, sondern überwiegend kulturell und ökonomisch. Was bleibt, ist eine rassistische Grundhaltung, nach der Weiße sich völlig willkürlich als das Maß aller Dinge sehen, sich an die Spitze und als Vorbild der vermeintlichen Entwicklung setzen und andere Gesellschaften und Lebensweisen als rückständig diskriminieren.



Besetzung, Kontrolle und ökonomische Ausbeutung

Rassismus konnte nur entstehen und weltweit dermaßen wirkmächtig werden, weil Europäer_innen entsprechende ökonomische und politische Macht hatten, um ihn durchzusetzen. Gleichzeitig diente Rassismus zur Legitimation von ökonomischer Ausbeutung. Zum Ende des 15. Jahrhunderts begannen Europäer_innen, in andere Weltgegenden vorzudringen, um die dortigen Rohstoffe und menschliche Arbeitskraft gewaltsam an sich zu reißen. Dabei wurden die lokalen Ökonomien, gesellschaftliche Lebensweisen und Handelswege oftmals zerstört und durch solche ersetzt, die den europäischen Kolonisator_innen nützten. Die Jahrhunderte andauernde Ausbeutung des globalen Südens ermöglichte Europas wirtschaftlichen Aufstieg, die europäische Industrialisierung und die globale Etablierung des europäischen Kapitalismus. Die dadurch entstandenen ökonomisch-politischen Strukturen sind bis heute die Basis für die wirtschaftliche Vormachtstellung des globalen Nordens.

Während das heutige Lateinamerika zu Beginn dem Raub und Kauf von Gold und anderen Edelmetallen diente, wurden die Ökonomien dieser und anderer Regionen in Afrika und Asien langfristig so nach den Bedürfnissen Europas ausgerichtet, dass wenige Rohstoffe oder Agrarprodukte (Monokulturen) das gesamte Wirtschaftswesen dominierten. Baumwolle für unsere Kleidung, Tee, Kaffee, Zucker und Kakao zum Verzehr, Metalle zur weiteren Verarbeitung und vieles mehr sind koloniale Waren, von denen wir alle aufgrund damaliger Versklavung und Zwangsarbeit profitierten und aufgrund heutiger Ausbeutung von Menschen des globalen Südens weiterhin tagtäglich profitieren. Hinzugekommen sind weitere Produkte wie z.B. Coltan für unsere Handys oder Soja für die Verfütterung in unserer Massentierhaltung. Das bedeutet, dass diese Länder langfristig vom Anbau eines Produkts, das für die Bewohner_innen keinen direkten Nutzen hatte und hat, und von dessen Abnahme durch europäische Händler_innen abhängig wurden. Der Anbau in und die Ausbeutung von kolonisierten Gebieten, sowie die globale Ausbreitung des Kapitalismus gingen einher mit Vertreibung, Zwangsarbeit, Massenmord, Vergewaltigung und der Zerstörung politischer, religiöser und gesellschaftlicher Strukturen sowie ökonomischer Lebensgrundlagen. Diese

Situation hat sich für viele Länder und Gesellschaften bis heute nicht verändert. Ohne eine kontinuierliche Ausbeutung wäre unser morgendlicher Kaffee sehr viel teurer und wir könnten uns nicht ständig ein neues Handy leisten. Dass Menschen im globalen Süden z.B. kein Land mehr zur landwirtschaftliche Selbstversorgung besitzen und zum Teil abhängig sind von Importprodukten und Lebensmittelhilfen, ist zum Großteil Ergebnis des Ausbaus kolonialer landwirtschaftlicher Strukturen, der Zwangseinführung des Prinzips von Privateigentum und unseres Konsums im globalen Norden (all dies äußert sich im Süden z.B. in der Fortsetzung der Produktion für

ausländische Märkte, in Monokulturen und in massivem Landkauf durch meist europäische/nordamerikanische Investor_innen).

Viele Gesellschaften haben es erreicht, die europäischen Kolonisator_innen wieder aus ihrem Territorium zu vertreiben, aber in großen Gebieten führte die Kolonisierung durch Massenmorde und importierte Krankheiten zu einer z.T. fast oder sogar gänzlichen Vernichtung von Gesellschaften. Im Falle von z.B. Australien, Neuseeland, USA oder Argentinien geschah dies in einem solchem Maß, dass diese Territorien zu europaisierten Gebieten mit Weißen Mehrheitsgesellschaften

HOMELAND SECURITY



wurden, was Bevölkerungszusammensetzung, Sprache und kulturelles Erbe angeht. Die Weißen Besetzer_innen und ihre Nachfahren profitierten durch die Auswanderung aus Europa, weil sie innerhalb der rassistischen Gesellschaftsstrukturen in den Kolonien höhere Positionen einnehmen konnten als in ihren Herkunftsländern und somit einen sozialen Aufstieg erfuhren. Die nun als Minderheiten auftretenden Menschen hingegen erfahren (immer noch) ökonomische, soziale und politische Unterdrückung – auch wenn dies formal nicht mehr der Fall ist und offiziell die gleichen Rechte herrschen.

Verbreitung europäischer Wissenssysteme

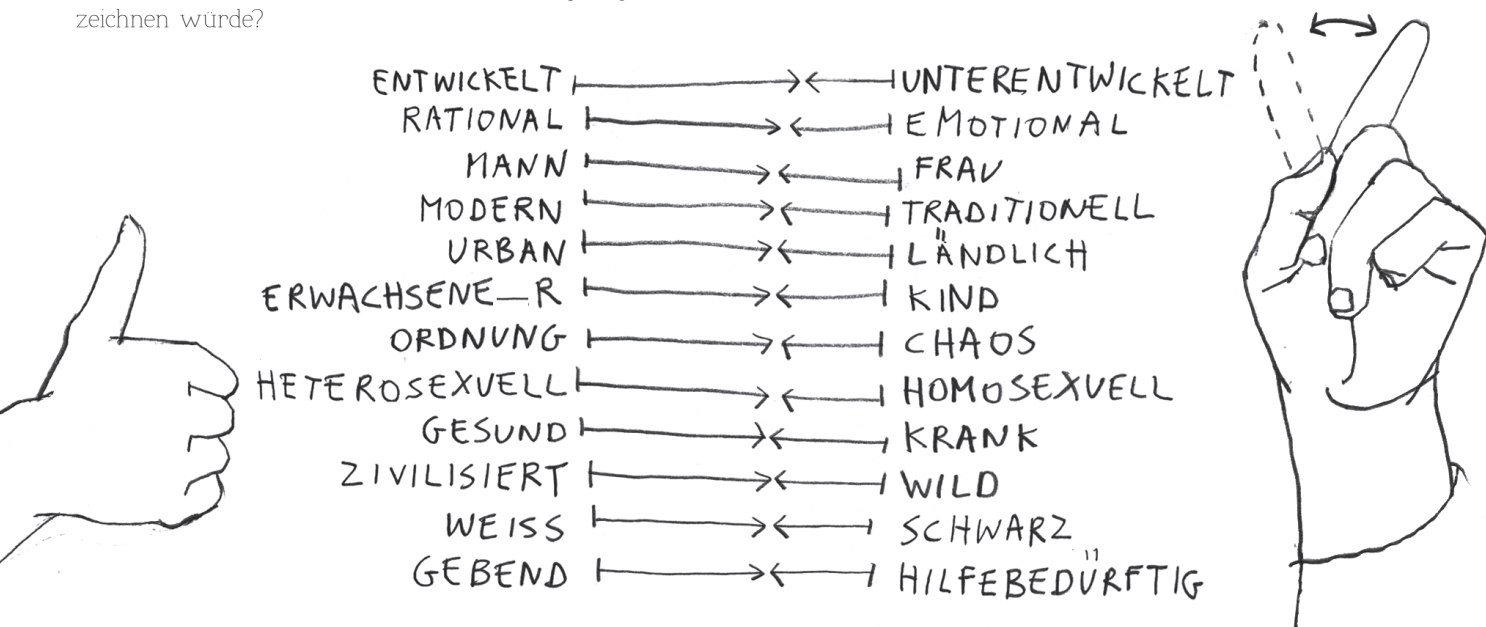
Die dritte wichtige Dimension des europäischen Kolonialismus und seiner gegenwärtigen Nachwirkungen ist die Verbreitung europäischer Wissenssysteme. Was für Europäer_innen die jeweilige Wahrheit und der Stand des Wissens und der Wissenschaft war bzw. ist, wurde und wird selbstgerecht als Norm angenommen, an der sich die (ehemals) Kolonisierten orientieren mussten. Dabei konnte es sich um die „richtige“ Religion handeln (Christentum), die „richtige“ Wirtschaftsform (Kapitalismus), das „richtige“ Gesundheitswesen (sogenannte Schulmedizin), das „richtige“ Erziehungswesen (Schulen nach europäischem Vorbild und Schriftlichkeit als Maß aller Dinge) oder das „richtige“ politische System (repräsentative Demokratie: Wettbewerb zwischen Parteien als Repräsentant_innen der Bevölkerung sowie freie Marktwirtschaft). Die Wissenssysteme der Gesellschaften, auf die die Europäer_innen trafen, wurden als weniger wertvoll angesehen und nicht als wirkliches Wissen, sondern als vermeintlich abergläubisch, traditionell, primitiv oder ähnliches abgetan. Der (Aber-)Glaube an die Unfehlbarkeit westlicher Wissenschaft oder die europäische Tradition der Medizin wurden nicht als ein Glaube bzw. eine Tradition unter vielen erkannt, sondern als die einzige Wahrheit und der Weg zum Wohlstand proklamiert. So übernahmen die Befreiungsbewegungen, die nach dem Widerstand gegen die Kolonisator_innen an die Macht kamen, oftmals genau die Systeme der Kolonialmächte (politische und wirtschaftliche Organisation des Landes, Gesundheitssystem, Religion, etc.). Sie hatten oftmals keine Wahl.

Teilweise war es Bedingung für den Abzug der Kolonialmächte, dass ökonomische, politische und soziokulturelle Strukturen zu deren Vorteil fortbestehen mussten. Vor allem aber hatten die ehemaligen Kolonien in einem vom globalen Norden weltweit installierten Kapitalismus meist keine andere Möglichkeit als das nicht zu gewinnende Spiel mitzuspielen. Sie waren ja wirtschaftspolitisch von den ehemaligen Kolonisator_innen abhängig: Wer sollte sonst Abnehmer_in für die Monokulturgüter sein? Woher sollte eine nicht auf Europäer_innen abgestimmte Infrastruktur stammen, lag alles materielle Vermögen der jeweiligen Gesellschaften doch geraubt in Europa? Allerdings versuchten viele Staaten, sich nach der Unabhängigkeit an sozialistischen Wirtschaftsmodellen zu orientieren und kooperierten teilweise mit der Sowjetunion, um sich vom Einfluss der ehemaligen Kolonialmächte zu emanzipieren. Zwischen den Fronten und als Spielball der Mächte des so genannten Kalten Krieges war die Zeit bis zum Zerfall der Sowjetunion für viele ehemalige Kolonien alles andere als „kalt“. Im Kampf um Einflussgebiete wurden sie reihenweise als Kriegsschauplätze missbraucht (z.B. Vietnam, Korea, Mosambik, Angola, Kongo, Chile, Nicaragua,...). Andere Länder wie Kuba, Libyen und der Iran wurden in ihren (oftmals elitegesteuerten und gewaltsamen) Suchbewegungen nach einem Dritten Weg innerhalb der globalen Frontstellung beschränkt und strategisch zu „Schurkenstaaten“ erklärt, um sie auf den „richtigen Weg“ zu bringen.

Faktisch bedeutete Kolonialismus die Zerstörung ganzer Glaubens- und Wissenssysteme und führte dazu, dass nach einiger Zeit die gesamte Welt der europäischen Lebensweise folgen musste, um überleben zu können. Europäer_innen selbst bezeichnen sich dabei als entwickelt, während Gesellschaften und Menschen aus dem globalen Süden zu Unterentwickelten gemacht wurden und werden. Ein wichtiger Aspekt in Bezug auf Wissensherstellung und -zerstörung war, dass die Kolonisator_innen die Menschen, Gegenden und Dinge außerhalb von Europa nur aus ihrer Perspektive sahen und mit ihren Begriffen benannten, sie einordneten, bewerteten und so unterwarfen [➔ **Sprache**].

Hunderte von verschiedenen Gesellschaften in riesigen Gegenden wurden so beispielsweise zu „Indianern“ gemacht, mit all den rassistischen Konnotationen, die im europäischen Bewusstsein dazu existieren: Wildheit, Stolz, Nacktheit, Naturverbundenheit, Brutalität etc. In der Kombination mit ökonomischer und politischer Macht bedeutete dies, dass solche Bezeichnungen und die damit einhergehenden Bewertungen irgendwann allgemeingültig wurden. So sprechen wir von der „Entdeckung Amerikas 1492“, obwohl dort natürlich bereits Menschen lebten, die „überraschenderweise“ von ihrer eigenen Existenz, dem Land, der Flora und Fauna wussten. Obwohl diese vermeintliche Entdeckung für Millionen von Menschen Tod und Unterdrückung bedeutete, feiern wir sie zynischerweise als etwas Großartiges und dominieren dadurch die Weltgeschichte, indem wir ihr unsere Bedeutung auferlegen. Auch sprechen wir von afrikanischen „Stämmen“ und „Häuptlingen“, ohne uns klar zu machen, dass diese Redeweisen nichts mit der Bandbreite existierender politischer und gesellschaftlicher Strukturen zu tun haben, sondern europäisch-koloniale Erfindungen sind. Was würden wir sagen, wenn jemand unsere_n Bundeskanzler_in als „Häuptling“ bezeichnen würde?

Die drei genannten Dimensionen von kolonialer Herrschaft spielen immer zusammen und bedeuten für die heutigen Beziehungen zwischen dem globalen Norden und dem globalen Süden, dass wir uns in einer grundsätzlichen Machtposition befinden. Das kann man sowohl auf der Ebene von Staaten beobachten als auch zwischen Individuen und eben auch wenn wir in den globalen Süden reisen, uns Bilder von den Menschen dort machen und diese mit nach Hause nehmen. Alle Bilder, Erfahrungen und Eindrücke sortieren wir bewusst oder unbewusst in unser Wissenssystem ein, das zwischen (menschlich) entwickelt - (menschlich) unterentwickelt, rational - emotional, naturverbunden - urban, modern - traditionell etc. unterscheidet. Bevor wir im Folgenden auf spezifische Themen und Aspekte eingehen können, die in Blogs, Briefen, Berichten und Fotos häufig auftauchen, und diese auf ihren Zusammenhang mit kolonial-rassistischen Herrschaftsverhältnissen hin befragen können, müssen wir uns zunächst klar machen, wie Rassismus konkret funktioniert.



WIE RASSISMUS FUNKTIONIERT

Unterscheiden, verallgemeinern und die anderen zum Objekt machen

Rassismus basiert darauf, dass unterschieden und eine strikte Grenze gezogen wird zwischen dem vermeintlich Eigenen und dem, was aus der eigenen Perspektive als fremd bzw. anders erscheint. Weiße lassen in einem Konstruktionsprozess People of Color und Schwarze Menschen zu Objekten und sich selbst dadurch zu Subjekten werden. Im globalen Kontext werden Menschen im globalen Süden durch Menschen im globalen Norden zu den Anderen bzw. zu Objekten gemacht. Was bedeutet es aber, Subjekt bzw. Objekt zu sein? Subjekt sein bedeutet, als Individuum wahrgenommen zu werden, eigenständig zu handeln und sich selbst repräsentieren zu können. In Bezug auf Rassismus können Subjekte einen Raum betreten, ohne von anderen dabei als ‚nicht-Weiß‘, arabisch, chinesisch etc. wahrgenommen zu werden. Auch werden ihre Handlungen oder Charaktereigenschaften weder bewusst noch unbewusst als z.B. arabisch oder chinesisch gelesen und interpretiert. Individuelle Handlungen werden bei Subjekten nicht verallgemeinert auf eine vermeintliche Gruppe übertragen: Wenn z.B. Weiße deutsche Jugendliche eine Straftat begehen, dann haben „Jugendliche“ eine Straftat begangen, ihr Weißsein liefert keinen Anhalts- oder Erklärungspunkt für ihr Vergehen, es bleibt unerwähnt. Sind die Jugendlichen jedoch keine Weißen Deutschen, sondern werden z.B. als „Araber“ wahrgenommen, dann haben vermeintlich „arabische Jugendliche“ eine Straftat begangen, werden als ein Problem verallgemeinert und als potentiell gewaltbereit angesehen - unabhängig davon, ob sie in Deutschland aufgewachsen sind, nur Deutsch und Englisch sprechen oder die Eltern oder Großeltern noch nicht mal aus einem arabischen Land kommen. Das

wird dann wiederum zum Anlass genommen, Sanktionen gegen sogenannte Menschen mit Migrationshintergrund zu diskutieren und umzusetzen.

Bei zum Objekt bzw. zum Anderen gemachten Menschen tritt deren Persönlichkeit in den Hintergrund der Betrachtung und wird bewertet. Es wird von außen über sie gesprochen. Zum Objekt gemacht werden heißt also verallgemeinert, als Gruppe gedacht und dabei der eigenen Identität beraubt zu werden. Dies ist fester Bestandteil von Rassismus. Nicht als eigenständige, selbstbestimmte Person gesehen zu werden, ist eine Gewalterfahrung, die Menschen, die nicht Weiß sind, ständig machen müssen. Wie das eben genannte Beispiel der Jugendlichen zeigt, hat das zum Objekt gemacht werden tatsächliche materielle Konsequenzen, die sich negativ auf das Leben von Individuen und ganzen Gruppen auswirken.

Unterscheiden, verallgemeinern und biologisieren

Im Rassismus werden bestimmte, zumeist sichtbare (körperliche) Merkmale wie Hautfarbe, Haare, Augen, Kleidung, Auftreten, aber auch Name, Religion oder Sprache herausgepickt, hervorgehoben, zu einer vermeintlichen Gruppe (Rasse, Ethnie, Kultur) zusammengefasst und gleichzeitig den Menschen auf dieser Grundlage bestimmte (kulturelle) Eigenschaften, Verhalten, Denkweisen, Talente oder Defizite zugeschrieben. Dadurch werden die Menschen zu Objekten gemacht. All das muss keineswegs bewusst oder ausgesprochen geschehen, sondern läuft häufig unbewusst mit und bestimmt, wie Menschen behandelt, angesprochen und wahrgenommen werden. Da Menschen aufgrund von generalisierten, willkürlich herausgegriffenen körperlichen Merkmalen zu Gruppen zusammen gedacht

werden (Hautfarbe spielt beispielsweise eine große Rolle, jedoch groß oder klein gewachsen zu sein oder aber angewachsene oder nicht angewachsene Ohrklappen zu haben nicht), werden diese Differenzen als natürlich festgeschrieben (biologisiert/naturalisiert). So erscheint es z.B. „natürlich“, dass alle Menschen in Deutschland, die als nicht-Weiß bezeichnet werden, als nicht-deutsch wahrgenommen werden, oder dass bestimmte Leute gut tanzen oder kochen können sollen.

Es ist wichtig festzuhalten, dass Weißsein paradoxerweise wenig mit der Farbe der Haut zu tun hat – die sonnenbankgebräunte Weiße Person bleibt Weiß, die hellhäutige Schwarze Person Schwarz – aber viel mit der geschichtlich-kulturellen Aufladung bestimmter körperlicher Merkmale wie Gesichtsform, Haare und Haut. Weißsein und Schwarzsein sind soziale Konstruktionen, die in Deutschland täglich reproduziert, also wiederholt und vervielfältigt werden und ein fester Bestandteil unseres Denkens sind.

Die anderen zu Anderen machen

Ein wichtiger Mechanismus von Rassismus und der Herstellung von rassistischer Unterscheidung ist es, die anderen zu Anderen zu machen. Er greift in persönlichen Begegnungen wie auch in der Abgrenzung ganzer Gesellschaften und Kontinente. Dieser Vorgang wird auch als Othering („Anders-Machung“) bezeichnet und als Kerngedanke des Kolonialismus beschrieben. Notwendig ist dabei immer, andere zu einer einheitlichen Gruppe zusammenzufassen (Homogenisierung) und sie auf bestimmte Merkmale und Eigenschaften zu reduzieren. Das funktioniert auch über die Ausnahme, die die Regel bestätigt: „Für eine_n Latina/o bist du aber pünktlich.“ Wenn dies an Unterscheidungsmerkmale gebunden ist, die zumeist auf körperlicher Sichtbarkeit beruhen (weil du so aussiehst wie du aussiehst, nehme ich an, du bist anders/kommst woanders her) spricht man von *Rassialisierung*. Heutzutage findet diese Herstellung von Unterschieden oftmals darüber statt, dass wir den Anderen eine vermeintlich andere, einheitliche Kultur, Mentalität oder einen Charakter zuweisen, diese aber genauso wie bei Rassialisierung mit bestimmten unveränderlichen Eigenschaften ver-

binden (Kulturalisierung). Kultureller Rassismus funktioniert ohne Rassen und ist eine andere Ausdrucksweise von Rassismus. „Kultur“ funktioniert in dieser Form als Platzhalter für „Rasse“. Nicht zu vergessen ist, dass Othering in allen Formen nicht nur die zu Objekten Gemachten trifft und entmenslicht. Die sich zu Subjekten Machenden ziehen daraus Vorteile, egal ob sie sich dessen bewusst sind oder nicht, sonst würden sie es nicht machen: Indem ich die Anderen definiere, definiere ich mich selbst – als handelndes Subjekt, als Individuum, als überlegene Gruppe, etc. Darin liegt eine Funktion des Rassismus.

Rassialisierung konstruiert Menschen als äußerlich verschieden und fasst sie zu Gruppen zusammen, indem sie Unterschiede zwischen Menschen verallgemeinert und mit einer vermeintlichen Abstammung und ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit in Zusammenhang setzt. In der Beachtung von Unterschieden werden diese erst erzeugt. Unterschiede stehen zudem nicht gleichwertig nebeneinander sondern werden ab- oder aufgewertet.

Die Anderen abwerten, das Eigene aufwerten

Othering funktioniert mit Gegenüberstellungen, bei denen eine Seite sich über die Dinge definiert, die die andere Seite nicht hat oder ist. Um sich des Eigenen zu versichern, muss es vom Anderen abgegrenzt werden – was das Eigene ist, kann das Andere nicht sein. So bräuchte nicht von Männern geredet werden, wenn es keine Frauen und somit keine von uns gedachte Unterscheidung zwischen Mann und Frau geben würde. In unserer Vorstellung von Geschlechterverhältnissen bedeutet das, dass Männer all das sind, was Frauen nicht sind und umgekehrt. Wenn es nichts gäbe, was wir als normal erachteten, gäbe es auch nichts Anormales. Ebenso gilt dies für: Chaos versus Ordnung, pünktlich versus unpünktlich, homosexuell versus heterosexuell, unterentwickelt versus entwickelt, gesund/normal versus behindert/nicht normal, schön versus hässlich, wild/primitiv versus zivilisiert, traditionell versus modern, Weiß versus Schwarz etc. Dabei kann bei dieser Auflistung leicht festgestellt werden, welcher der jeweiligen Begriffe als das Bessere, Erstrebenswertere, als vorausgesetzte Norm gilt. Diese Gegenüberstellungen stehen nicht unschuldig und gleichberechtigt nebeneinander. In ihnen stecken Hierarchien und immer Wertungen, die innerhalb von Herrschaftsverhältnissen hergestellt werden. Betrachten wir also den globalen Süden aus der als weltweite Norm gesetzten Perspektive des globalen Nordens, dann ist klar, wer als das Bessere und wer als das Schlechtere konstruiert wird.

Konzentrieren wir uns auf die Gegensatzpaare im Kontext von Kolonialismus und Rassismus, so geht es dabei grob um folgende hierarchische Gegenüberstellungen, die in der einen oder anderen Form immer eine Rolle spielen, wenn Menschen aus dem globalen Norden einen klaren Unterschied zwischen Uns und den Anderen herstellen und Herrschaft rechtfertigen wollen: Schwarz bzw. ‚nicht-Weiß‘ ist gleich traditionell, unterentwickelt, unveränderlich, passiv, empfangend, primitiv, emotional/fühlend, ursprünglich, ländlich, irrational, undiszipliniert und kulturell. Weiß hingegen ist gleich modern, entwickelt, ständig im Wandel, aktiv, gebend, komplex, fortschrittlich, städtisch, wissend, rational, zivilisiert und diszipliniert. Was dabei als rational,

fortschrittlich oder entwickelt gilt, wird immer vom globalen Norden bestimmt und ändert sich im Laufe der Zeit und je nach Situation. Luft verpestende Fabriken galten zum Beispiel als Inbegriff der „Moderne“, solange wir alleine von ihnen profitierten; heute kritisieren wir die Anderen z.B. in China dafür. Inzwischen gilt unsere Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft als Nonplusultra – obwohl sie nur möglich ist, weil wir unsere Industrie in so genannte Niedriglohnländer ausgelagert haben. Es handelt sich bei diesen Einteilungen in modern oder rückständig nicht um Wahrheiten, sondern um europäische Konstruktionen und Fantasien, die dazu beitragen, den globalen Norden und Europäer_innen bzw. Weiße Menschen in der Vormachtstellung zu halten.

Indem wir beispielsweise die ungleichen ökonomischen und politischen Verhältnisse zwischen globalem Norden und globalem Süden damit erklären, dass die Anderen eben noch nicht so modern, fortschrittlich, entwickelt seien, machen wir es uns leicht. Wir machen die Menschen des globalen Südens für die Verhältnisse verantwortlich und ziehen uns aus der Affäre (das gleiche ist der Fall, wenn wir Armut in Deutschland mit fehlender Bildung oder mangelndem Arbeitseifer erklären). Mit solchen Erzählungen wird erreicht, dass die gewalttätige koloniale Vergangenheit und die daraus entstandenen gegenwärtigen politischen und ökonomischen Verhältnisse nicht thematisiert werden müssen. Stattdessen machen wir uns Gedanken, wie den Anderen zu einer besseren Bildung, effizienterem Wirtschaften und rationalem Handeln verholfen werden kann – kurz: wie die Anderen durch unsere Hilfe zu entwickeln sind. Diese Verleugnung von Geschichte und von unserer aktuellen Verwobenheit und Privilegiertheit im globalen System ermöglicht uns, keine Verantwortung dafür übernehmen zu müssen. Gleichzeitig können wir die Vorteile, die wir tagtäglich daraus ziehen, als unsere eigene Leistung und als uns quasi selbstverständlich zustehend verschleiern. So wird Ungleichheit als natürlich legitimiert, ihrem Fortdauern steht nichts mehr im Weg. Dieser Prozess wird als Ent-Nennung bezeichnet. Damit wird deutlich, dass es eine aktive, interessengeleitete Handlung ist und nicht einfach nur ein Vergessen.

SPRACHE

Sprache wird häufig als etwas angesehen, was für sich selbst erstmal objektiv, neutral und ein Abbild von Wirklichkeit ist. Jede Sprache ist jedoch Ausdruck der jeweiligen Geschichte und des daraus entstehenden Weltbilds. Sprache ist Resultat gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse, immer in Bewegung und veränderbar. Sie prägt die Sprecher_innen, ihre Vorstellungen und Kategorisierungen. Sprache und Sprecher_innen beziehen sich gleichzeitig auf die oben erwähnten Wissenssysteme und das hat mit Macht zu tun: Mit Sprache werden immer bestimmte Ziele verfolgt, Interessen vertreten und Meinungen gebildet.



Das Gleiche anders benennen

Um Sprache analysieren zu können, ist es hilfreich, in einem ersten Schritt einzelne Begriffe anzuschauen und zu versuchen, ihre historische Dimension zu erkunden und die dahinter liegenden Bedeutungen sichtbar zu machen. Viele Begriffe, die wir heute im Nord-Süd-Kontext verwenden, haben ihren Ursprung in der Zeit europäischer Eroberung und Kolonialisierung. Auf diese Zeit geht auch die schon beschriebene rassistische Konstruktion der Identitäten von Uns und den Anderen zurück. Diese ideologische Neuordnung

der Welt hat sich selbstverständlich auch in unserer Sprache niedergeschlagen. So wurden eine ganze Reihe von Begriffen geprägt, die die Andersartigkeit der als anders konstruierten Menschen hervorhoben. Begriffe wie „Stamm“, „Eingeborene_r“ oder „Häuptling“ wurden genutzt, um kolonialisierte Gesellschaften vom vermeintlich modernen und weiter entwickelten Europa abzugrenzen und regierbar zu machen. Der Begriff „Stamm“ z.B. wirft tausende unterschiedlicher Gesellschaftssysteme in einen Topf, ist Alltagssprachlich und wissenschaftlich inkorrekt und dient der Reduzierung

gesellschaftlicher Komplexität. Dementsprechend geht der durch die Silbe „ing“ verniedlichte und damit entwertende Begriff „Hauptling“ in keinem Fall auf die tatsächlichen jeweiligen gesellschaftlichen Strukturen und Hierarchieverhältnisse ein. Es wurden explizit Begriffe verwendet, die in Europa keine Entsprechungen hatten oder Begriffe, die auf vergangene und mittlerweile als rückständig erlebte Epochen (z.B. germanische Stämme) verwiesen. Neben der Betonung der Andersartigkeit ist vielen Begriffen gemeinsam, dass sie eine Abwertung der Anderen beinhalten. Dies trifft beispielsweise auch auf Begriffe zu, die im europäischen Kontext verwendet wurden oder werden, aber hier eine andere Bedeutung haben. So wird von asiatischen oder afrikanischen „Dialekten“ gesprochen, obwohl es sich um eigenständige Sprachen handelt, und Häuser werden als „Hütten“ abgewertet.

Das Eigene als universell und normal bezeichnen

Eine weitere Strategie der sprachlichen Abwertung war es, die Anderen durch Begriffe zu beschreiben, die ihre vermeintliche Natürlichkeit und Naturverbundenheit hervorhoben und sie so weit wie möglich von der Moderne – also dem stetigen Wegbewegen vom Naturzustand des Menschen – entfernten. So wurden die Anderen zu so genannten Buschmännern oder Naturvölkern, die an Naturreligionen glauben. Wir konnten uns dadurch nicht nur als Kulturnationen beschreiben, sondern zur Norm machen, indem das Eigene mit Begriffen bezeichnet wurde, die ohne Zusätze zu verstehen sind (Menschen, Völker und Religionen) und dadurch neutral und universell scheinen. Begriffe stehen jedoch nicht entkoppelt für sich selbst. Sie sind Teil eines Netzes von Verbindungen und Assoziationen. Mit einem einzelnen Wort wie „Buschmann“ schwingen Vorstellungen von naturverbunden, primitiv, wild, unzivilisiert, ungebildet, amüsant, unterentwickelt, hilfsbedürftig usw. mit.

Assoziationen und Bilder mitdenken

Dieses Netz an Assoziationen bildet letztendlich das Koordinatensystem, in welchem wir denken. Es sind durch Sozialisation erlernte Assoziationsketten, die

eine Verständigung untereinander ermöglichen. Das heißt sie funktionieren selbst dann, wenn die Begriffe gar nicht mehr explizit genannt werden. So werden beispielsweise Schwarze Menschen und People of Color sehr häufig sprachlich und auch auf Bildern mit den Themen Armut, Not und Elend (insbesondere über Spendenwerbung), aber auch mit Natur, Sportlichkeit, Trommeln und Tanzen in Verbindung gebracht, z.B. in Aussagen wie „Dem Kubaner liegt Salsa im Blut“. Über die Bildsprache wird hier tanzen können als quasi biologisch vererbbar und somit angeboren konstruiert. Gleichzeitig stehen Sportlichkeit, Trommeln und Tanzen als eine körperliche, also nicht geistige Fähigkeit dem Rationalen und Kognitiven gegenüber: Wir denken, Sie tanzen. Diese Assoziationsketten folgen gewissermaßen einem Automatismus. Was assoziiertst du z.B. mit den Begriffen Afrika, Orient oder Inder_in? Und auf welchen Werbeplakaten siehst du Schwarze Personen oder People of Colour und was sollen sie zum Ausdruck bringen?

Sich mit Sprache auseinandersetzen

Sprache kann Menschen in Stress versetzen, verletzen und diskriminieren. Da Sprache immer historisch und gesellschaftlich verankert ist, reicht es nicht aus, einzelne Begriffe wegzulassen oder durch (angeblich) politisch korrekte Begriffe zu ersetzen und damit das Problem wie mit Schminke abzudecken. Stattdessen ist es wichtig, sich mit den Bedeutungen von Begriffen und den Funktionsweisen von Sprache auseinanderzusetzen. Ein erster wichtiger Schritt ist dabei, Definitionsmacht abzugeben. Dazu gehört es u.a., zu akzeptieren und auszuhalten, nicht alles zu wissen, nicht alles zu beschreiben, nicht alles zu interpretieren und nicht für alles eine Erklärung parat haben zu wollen. Der eigenen Definitionsmacht entgegenzutreten würde z.B. bedeuten, (politische) Selbstbezeichnungen von Menschen (im deutschen Kontext beispielsweise Schwarz, Afrodeutsch oder People of Color) zu akzeptieren und selbst zu benutzen, anstatt weiter koloniale Wortschöpfungen zu verwenden.

Eine andere Strategie kann es sein, aufzugeben so zu tun als würden wir neutral oder objektiv berichten

und uns so als vermeintliche Expert_innen darzustellen. Wenn wir stattdessen subjektiv berichten und dabei auch kennzeichnen, aus welcher Perspektive erzählt wird, wird unseren Leser_innen/Zuhörer_innen klar, dass das, was wir schreiben und sagen, durch unsere Sozialisation und unsere gesellschaftliche Position geprägt ist. Ein kleiner Absatz auf der ersten Seite unseres Blogs, dass wir unser Schreiben als individuelle Perspektive verstehen, die nicht verallgemeinert werden sollte (oder Sätze mit „meiner Meinung nach“ oder „ich finde“ zu schmücken), ist dabei nicht genug, sondern kann viel mehr als Blankoscheck missbraucht werden, von da an mit gutem Gewissen ohne Selbstkritik zu schreiben, was einem in den Kopf kommt. Schwieriger, aber durchaus ernstzunehmender, wäre es, wenn sich dieser Punkt als Haltung ausdrückt, die sich durch unsere Texte zieht.

Unterschiede werden in unserer Sprache nicht nur durch bestimmte Begrifflichkeiten hergestellt. Schon kleine Worte wie „wir“ oder „sie“ stellen Differenz her und sind nicht immer so unschuldig, wie wir denken. Indem das „wir“ vage gehalten wird, können wir uns dahinter gut verstecken und es gleichzeitig idealisieren. Ähnlich wie „wir“ funktioniert auch das Wort „man“. Hier schwingt Universalität mit, die ausgrenzt und bewertet. Indem wir „man“ benutzen, wird eine Norm festgelegt, in die wir uns gleichzeitig mit einbeziehen. Die Perspektive der sprechenden Person wird verschleiert. Sätze wie „Man macht das so und so...“, „Man weiß, dass ...“ sprechen vermeintliche

Allgemeingültigkeiten aus. Oft fällt es schwer, einfach „ich“ zu sagen, weil ich mich dann nicht mehr hinter einer vermeintlich Recht habenden Gruppe verstecken kann. Eine andere sprachliche Strategie mit der wir oft dominante Akteur_innen unsichtbar machen, ist die Verwendung von Passivkonstruktionen. Indem wir z.B. schreiben, dass ein Land ausgebeutet wird, benennen wir die verantwortlichen Akteur_innen nicht, wir ent-nennen sie. Passivkonstruktionen dienen auch oft dazu, dominante Sichtweisen zu reproduzieren, wie wir am Beispiel von „Entdeckungen“ aufgezeigt haben [► Wie Rassismus funktioniert].

Ausführliche Erläuterungen zu Wörtern und Begrifflichkeiten bietet das kritische Nachschlagewerk von Susan Arndt und Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.) (2011): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache.*





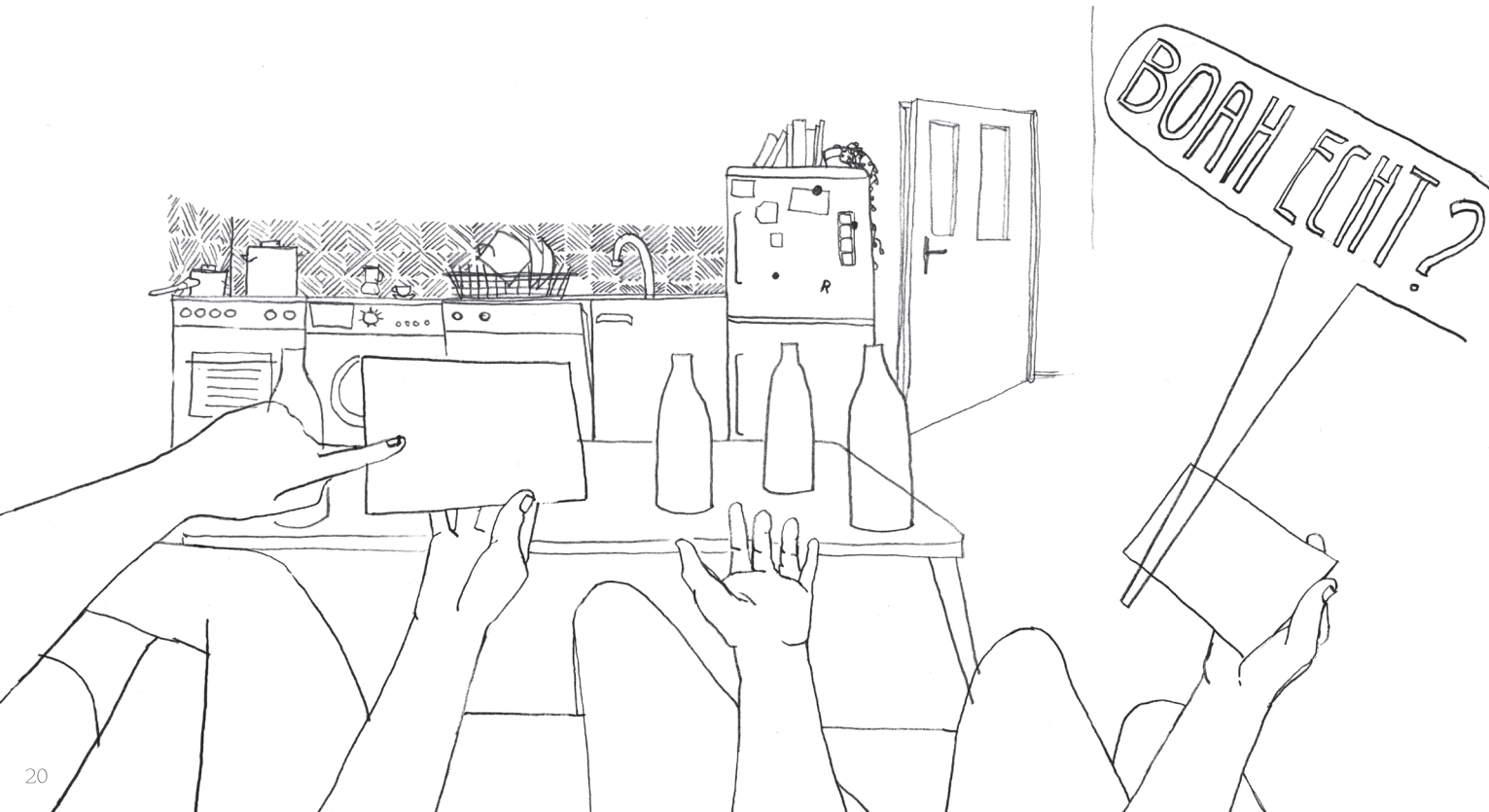
- Mache ich mir bewusst, an wen ich meine Erzählungen richte?
- Denke ich bei meinen Formulierungen alle Adressat_innen mit? (sowohl Schwarze, PoC, Weiße als auch Leser_innen in Süd und Nord)
- Durch welche Vorurteile und Vorannahmen über die Menschen und das Land bin ich selbst und ist mein Publikum geprägt?
- Erkenne ich, in welchen Momenten ich Erlebtes in vorgefertigte Raster aus Stereotypen und Vorannahmen einordne?
- Vermeide ich eine Sprache und Begriffe, die andere Menschen und Regionen stereotypisieren, abwerten oder diskriminieren könnten? Würde ich selbst wollen, dass über mich so geschrieben wird bzw. entsprechende Bilder von mir im jeweiligen Kontext auftauchen?
- Verwende ich Begriffe, die ich auch auf den europäischen Kontext anwenden würde?
- Kenne ich die Selbstbezeichnungen der Menschen, über die ich schreibe und benutze ich sie?
- Weiß ich, wen ich mit Wir und Die meine? Woran mache ich in dem Moment fest, wer Wir und Die jeweils sind?
- Vermeide ich es, mich als Expert_in darzustellen? Kennzeichne ich meine Beschreibungen als von mir subjektiv Gesehenes und Erlebtes? Denke ich dabei meine eigene Positionierung mit?
- Wieviele unbewusste Fantasien stecken in meinen Geschichten über Andere? Schreibe ich manche Geschichten nur, weil ich bestimmte Fantasien bestätigt haben möchte?
- Vermeide ich Passivkonstruktionen, die dazu dienen, wichtige Informationen zu verschweigen, Verantwortliche nicht zu nennen oder dominante Erzähltraditionen zu reproduzieren?
- Versuche ich, möglichst Menschen selbst zu Wort kommen zu lassen, ohne zu bewerten, anstatt über sie zu berichten? Stelle ich andere dar oder stellen sie sich selbst dar? Werden die Menschen in meinen Erzählungen zu Objekten?

BILDER

Aufgrund der technischen Entwicklung wird es immer leichter, mit immer günstigeren Geräten immer und überall zu fotografieren. Fotos und Zeichnungen spielten jedoch bereits in der Geschichte der Dominanz des globalen Nordens über den Süden eine große Rolle. In der Kolonialzeit wurde der ethnografische und rassistische Blick auf das „Fremde“ oft fotografisch dokumentiert. Zeichnungen und Fotografien waren fester Bestandteil der anthropologischen „Vermessung“ von Menschen aus dem Süden und ihrer Einteilung in das untere Ende der „Rassenskala“.

Die Macht der Fotografierenden...

Fotos werden im Allgemeinen als Beweise dafür gesehen, dass ein Ereignis tatsächlich so stattgefunden hat: wir können unsere Erzählungen damit belegen. Dabei vergessen wir oft, dass auch Fotos nicht unbedingt Realität darstellen. Der Ausschnitt der Realität wird allein von dem_der Fotograf_in ausgewählt und ist abhängig von seinem_ihrem gesellschaftlichen Standort. Interessant ist auch, nicht nur zu überlegen, was ich fotografiere, sondern auch, was ich warum nicht abbilde. Wenn ich z.B. in einem asiatischen oder afrikanischen Land immer nur Szenen in dörflicher Umgebung abbilde, aber nie städtisches Leben, blende ich die Existenz einer urbanen Realität aus und reproduziere das vorherrschende Stereotyp Asien/Afrika = dörflich, traditionell, naturverbunden. Darüber hinaus gibt es unterschiedliche Arten von Bildkompositionen, die sich besonders oft in kolonialer Fotografie wiederfinden lassen. Zum Beispiel wurden Schwarze Menschen und People of Color



von oben herab oder auf dem gleichen Bild mit Weißen in einer herabgesetzten Position fotografiert (z.B. Weiße Person stehend, Schwarze Person kniend oder Weiße_r Erwachsene_r und Schwarzes Kind). Oder aber Weiße Menschen (z.B. Missionar_innen) wurden im Zentrum einer Gruppe von Schwarzen Menschen dargestellt.

... und die des wiederholten Bildes

Bilder haben in ihrer medialen Allgegenwärtigkeit und ständigen Wiederholung eine große visuelle Macht. Bestimmte Bilder docken in unserem Gedächtnis an, werden verstanden und funktionieren somit noch einprägsamer als es schon bei Sprache und Begriffen der Fall ist. Fotos, die wir machen, sind immer auch beeinflusst durch Vorstellungen und Wunschbilder, die gesellschaftlich von verschiedenen Medien transportiert werden. Wenn wir reisen, hat das Wiedererkennen dieser Bilder eine wichtige Bedeutung. Viele Reisende fotografieren fast ausschließlich, was sie schon aus dem Reiseführer, den Medien oder anderen Urlaubsfotos kennen: Sehenswürdigkeiten, ästhetisierte Armut und Motive, die ihre Sehnsucht nach „Exotik“ [➡ Exotisierung] und Romantik [➡ Armut romantisieren] stillen. Massai und Sonnenuntergänge in Kenia (Giraffen davor machen sich immer gut), freilaufende Kühe, das Taj Mahal, Yogis oder Frauen in Saris in Indien, Berge und Menschen mit Mützen, Decken oder Lamas in Bolivien, eine Sanddüne mit einem Baum davor in Namibia, Frauen mit Körben, alte Menschen und Märkte sind nur einige Beispiele einer beliebig fortsetzbaren Liste solcher Motive. Eine google-Bildersuche veranschaulicht, dass die jeweiligen Motive nur sehr geringe Variationen aufweisen. Letztendlich folgen wir in unserer bildlichen und schriftlichen Darstellung des globalen Südens vorgefertigten Bildern und reproduzieren diese dadurch. Die Wahrnehmungen laufen durch einen Filter, der durch Bilder, Vorstellungen und Fantasien bereits zu Hause geprägt wurde. Wenn wir durch die Stadt gehen, brauchen wir nur auf Werbeplakate oder Spendenwerbung zu achten; wenn wir Filme schauen, Bücher oder Zeitungsartikel lesen, lohnt es sich zu

fragen, wie dort Länder und Menschen des globalen Südens porträtiert werden und in welchem thematischen Kontext sie auftauchen.

Warum fotografieren, und warum nicht?

Wenn wir unsere eigenen Fotos anschauen, sollten wir uns fragen, was diese Bilder beweisen sollen. In der Regel, dass dort, wo wir waren, alles viel wilder, rückständiger und *exotischer* ist. Wenn wir Fotos, die wir stolz via Blog oder nach der Reise unseren Freund_innen und Familien präsentieren, anschauen, merken wir, dass diese oft unseren persönlichen Interessen unterworfen sind und uns als Abenteuer_in in Szene setzen. Nicht selten tragen sie einen Trophäen-Charakter, ganz wie damals zu Kolonialzeiten.

Beim Fotografieren kann man grundsätzlich die gleichen Punkte wie bei schriftlichen oder mündlichen Berichten bedenken. Die anfängliche Scheu, nicht alles und jede_n zu fotografieren, ist vollkommen okay und braucht nicht abgelegt zu werden – auch wenn einem dadurch das ein oder andere schöne oder sensationelle Bild durch die Lappen gehen wird. Die eigene Haltung drückt sich auch in den nicht gemachten Fotos aus.

Das Recht am eigenen Bild

Ein weiterer Punkt, der beim Fotografieren wichtig ist, ist die Anerkennung des Rechts am eigenen Bild. Wir meinen, ein Recht darauf zu haben, alles und jede_n ablichten zu dürfen, ohne Menschen nach ihrem Einverständnis zu fragen. Im Kontext von Reisen in den Süden erhält diese Tatsache eine besondere Brisanz, da das unerlaubte Fotografieren von „Nicht-Europäer_innen“ oft mit weniger Skrupel verbunden ist. Besonders gilt das für Kinder. Da diese oft noch weniger als Subjekte wahrgenommen werden als Erwachsene, wird guten Gewissens der ein oder andere Schnappschuss mit und von ihnen gemacht. Die damit verbundene Abwertung der betroffenen Kinder zu ästhetischen Objekten ist uns dabei selten bewusst.

Bei der späteren Verwendung der Fotos macht es einen Unterschied, ob sie in einer Privatsammlung verbleiben,

anderen gezeigt oder gar veröffentlicht werden. Für alle Arten der Veröffentlichung (also auch auf Blogs und Social Media) sollten alle Abgebildeten nach ihrem Einverständnis gefragt werden. Wer möchte sich selbst schon beim Schlafen fotografiert im Internet wiederfinden oder bei einer Alltagshandlung in Großaufnahme? Eine Zustimmung erhalten zu haben, entbindet dennoch nicht von der Verantwortung, in welchem Kontext das Bild gezeigt und kommentiert wird. Darüber hinaus kennen wir sicher alle das Gefühl, mit einer Frage überrumpelt worden zu sein oder es als unhöflich zu empfinden, einer fragenden Person die Bitte auszuschlagen. Eine Erlaubnis ist also kein Freifahrtschein, Fotos zu legitimieren.

Es ist leider gängig, bei Bildunterschriften immer nur die Namen der Weißen zu nennen. Das bedeutet eine Abwertung der abgebildeten Schwarzen Menschen und People of Color, da diese dann noch mehr als Repräsentant_innen einer Gruppe bzw. Masse herhalten bzw. zum Objekt werden. Gleichzeitig ist immer die Frage zu klären, ob eine Person im Internet mit Namen auftauchen möchte. Auch hier gilt es, die entsprechende Person zu fragen. Grundsätzlich sollten einheitlich alle Namen oder keine Namen genannt werden. Besonders muss die Identität von Menschen geschützt werden, wenn sie durch ein Foto in den Kontext einer Stigmatisierung gerückt werden, wie z.B. bei dem Thema Gewalterfahrungen oder HIV/Aids.

Fotografieren

► Sind die Menschen, die ich abbilden möchte, damit einverstanden?

Wie geht es mir selber, wenn ich einfach so fotografiert und/oder abgebildet werde?

► Unterlasse ich stereotype Abbildungen?

► Vermeide ich es, Menschen auf ihre Funktion als Andere zu reduzieren?

► Stelle ich Menschen auf gleicher Augenhöhe dar?

► Achte ich darauf, nicht von oben zu fotografieren und Menschen dadurch kleiner erscheinen zu lassen?

► Mache ich mir Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse zwischen mir als Fotograf_in (z.B. als Erwachsene, zahlende Tourist_innen, Weiße ...) und den Fotografierten bewusst?

► Was genau möchte ich mit dem jeweiligen Bild eigentlich ausdrücken? Für was soll es ein Beweis sein?

... und: Ist es wirklich notwendig, dieses Foto zu machen?

Veröffentlichung und Präsentation

► Nenne ich einheitlich die Namen von entweder allen oder keiner der abgebildeten Personen bzw. nenne ich die Namen bestimmter Personen bewusst nicht, um sie zu schützen?

► Vermeide ich Bildunterschriften, die interpretieren, bewerten oder den Kontext verfälschen?

► Habe ich bei Veröffentlichungen (z.B. im Internet) die abgebildeten Personen um ihr Einverständnis gefragt? Gehe ich selbst mit Bildern, für die ich eine Einverständniserklärung habe, sensibel um?

► Nenne ich bei Fotos, die ich nicht selber gemacht habe, Fotograf_in und Bildrechte (Copy Right, Creative Commons ...)?

WIEDERKEHRENDE THEMEN

In den Texten und Fotos verschiedenster Blogs, Rundmails und Co., in denen über Aufenthalte im globalen Süden berichtet wird, gibt es einige Themen, die auffallend häufig wiederkehren. Nicht selten lassen sich darin die in Kapitel 3 und 4 beschriebenen (kolonial-) rassistischen Denkmuster wiederfinden. Auf den folgenden Seiten haben wir die gängigsten zusammengefasst, anhand von Beispielen werden die dahinterliegenden Mechanismen genauer erklärt.



Alles extrem hier

„Die Straßenszenen hier sind echt krass: total dreckig, überall liegt Müll rum, und mittendrin wird gekocht, teilweise werden Hühner auch direkt dort geschlachtet, und dazwischen Frauen in glitzernden Saris.“

Eine Darstellungsweise des globalen Südens als extrem und voller Abenteuer, die es zu bestehen gilt, ist ebenfalls im Kontext der Eroberungen und Kolonisierung entstanden. Sie beruht auf dem Prozess des Othering, in dem der Süden als wild, ungebändigt und schmutzig konstruiert und abgewertet wird.

Es ist heute immer noch eine typische Art und Weise, sich in Berichten vom Aufenthalt im globalen Süden auf Extreme zu konzentrieren: Es wird vor allem über Erlebnisse berichtet, die „ganz anders als zu Hause“, „abenteuerlich“ und „total krass“ sind – wobei darin auch immer (unausgesprochene) Bewertungen stecken. Unsere Wahrnehmung ist dabei stark durch Berichterstattungen in den europäisch/deutschen Medien und der deutschen Literatur beeinflusst: Bilder von Brutalität, Armut, Schmutz, Farbenpracht etc. kennen wir aus den Nachrichtensendungen, denn Nachrichten verkaufen sich besonders dann gut, wenn sie in irgendeiner Weise extrem sind. Berichte von Auslandsaufenthalten bedienen sich daher oft genauso dieser Fokussierung auf Extreme und setzen damit die mediale Art der Berichterstattung fort.

„Jetzt sind wir schon den vierten Tag ohne fließendes Wasser und nur mit Zelt im Dschungel unterwegs. Man muss echt aufpassen, dass uns die Tiere nachts nicht den letzten Proviant wegfressen. Termiten haben wir aber auch schon probiert, kriegt man zur Not auch runter, und sie enthalten schließlich viel Eiweiß. Die wahnsinnige Pflanzenvielfalt belohnt aber alle Strapazen!“

Was steckt hinter einer solchen Darstellungsweise eines Erlebnisses im globalen Süden? Die Fokussierung auf Extreme hat die Funktion, sich selbst als Abenteuer_in, Held_in oder auch als aufopferungsvoll darzustellen. Nicht selten werden Blogs durch die Daheimgebliebenen mit „bewundernswert, dass du das durchhältst“, „wir sind stolz auf dich“ usw. kommentiert. Je mehr die Umgebung, mit der wir im Ausland konfrontiert sind, als abenteuerlich und schwierig (dreckig, gefährlich, ansteckende Krankheiten, schlechte Infrastruktur, Menschen und Verkehrsmittel kommen ständig zu spät etc.) dargestellt wird, desto mehr werden wir zu Held_innen, die es „überlebt“ haben – egal, ob wir die Umstände kritisieren oder als aufregend schildern.

Dazu kommt oft ein Gefühl der Freiheit, da wir uns in einer Ausnahmesituation befinden, in der alles ausprobiert werden kann, weil wir uns solche „Abenteuer“ einfach leisten können. Wir können alles machen, alles fotografieren und uns Sachen erlauben, die wir zu Hause nie tun würden oder könnten. Der Aufenthalt in einem Land des Südens ermöglicht uns einen Lebensstandard, der sozialen Aufstieg und Zugang zu Exklusivitäten und Luxus mit sich bringt und relativ gesehen für viele von uns in Deutschland nicht zu erreichen wäre. Die Situation oder das Leid der Anderen wird dabei oft zu etwas Natürlichem gemacht und oft impliziert, dass sie z.B. harte kör-

perliche Arbeit gewohnt sind. Wir selbst ziehen uns damit aus der Verantwortung und thematisieren nicht unseren eigenen, oftmals direkten Beitrag zur Ausbeutung:

„Bei unserer Tour sind wir auf 4000 Meter nachts total eingeschnitten worden und haben uns ganz schön was abgefroren (und vor allem unsere Porter, die ohne Zelt draußen geschlafen haben). Es ist generell Wahnsinn zu sehen, was manche Porter leisten. Sie rennen mit bis zu 80kg die Berge hoch und runter, überqueren Gletscher in Badeschlappen und zaubern dann noch ein total leckeres Menü für uns. Und das alles für 80 Cent am Tag!“

►Achte ich darauf, wieviel ich über Erlebnisse berichte, die ich selbst und evtl. auch mein Publikum als anders und extrem sehen? Was möchte ich damit vermitteln?

►Vermeide ich Begriffe und Bilder, die stereotype Erwartungen von Extremen und Grenzerfahrungen bedienen?

►Mache ich deutlich, dass das, was für mich als Abenteuer daherkommen mag, für viele Menschen Teil ihres Alltags bzw. Teil von Ausbeutung sein kann, die ich ggf. selbst mit verursache?

►Bin ich mir bewusst, dass ich vieles nur aufgrund meiner privilegierten Position erleben kann und beziehe ich das in meine Beschreibungen mit ein?

Wir als Opfer von Diskriminierung

„Kriminalität ist hier ein großes Problem. Fast alle aus unserer Gruppe wurden schon beklaut. Weil man westlich aussieht denken alle wir sind stinkreich und überfallen uns.“

Im Nord-Süd-Kontext profitieren wir von einer Reihe von Faktoren, die mit Rassismus in Verbindung stehen. So sind wir beispielsweise Profiteur_innen und bevorzugte Konsument_innen in einem kapitalistischen

System der globalen „Arbeitsteilung“, die sich im Zuge des Kolonialismus herausgebildet hat. Wir genießen ein Maximum an Bewegungs- und Reisefreiheit, zum einen aufgrund unserer finanziellen Ausstattung, aber auch, weil wir mit einem deutschen Pass ohne größere bürokratische Hürden in fast jedes Land der Welt reisen können. Dazu genießen wir das Privileg, uns ohne demokratische Legitimation über „entwicklungspolitische“ Kanäle in die Politik, Wirtschaft und Kultur anderer Länder einmischen zu können (Beispiele sind

die Entsendung von Berater_innen, Freiwilligen und Praktikant_innen und die Arbeit politischer Stiftungen im Ausland). Das Besondere an Privilegien ist, dass sie uns in der Regel nicht bewusst sind, sondern uns als normal erscheinen. Wir sehen es folglich als normal an, zu konsumieren, zu verreisen und Andere „entwickeln“ zu dürfen. Uns werden die Privilegien erst dann bewusst, wenn sie gestört werden, wenn uns z.B. ein Visum nicht verlängert wird, und das, obwohl wir doch in unserem Gastland nur sind, um Gutes zu tun!

„Hier erfahre ich richtig, was es heißt, rassistisch behandelt zu werden. Nur weil ich weiß bin, zahl' ich auf dem Markt und im Taxi dauernd den dreifachen Preis. Das ist Diskriminierung! Schließlich hab ich doch auch nur wenig Geld.“

Dass wir beklaut und „fälschlicherweise“ als wohlhabend eingestuft werden empfinden wir als ungerecht und absurd. Allerdings ist es wichtig, die Relationen im Auge zu behalten: Im Kontext des jeweiligen Landes haben wir meist sehr viel mehr Geld als die meisten Menschen vor Ort, wir konnten uns ja z.B. auch ein Flugticket leisten. Da uns unsere eigenen Privilegien in der Regel als das Normalste der Welt vorkommen, berichten wir auch nicht von ihnen. Stattdessen erzählen wir regelmäßig von Begebenheiten, in denen wir uns diskriminiert oder schlecht behandelt fühlen. Wir müssen für das gleiche Produkt einen höheren Preis bezahlen als die lokale Bevölkerung, werden bestohlen und falls wir nicht selbst ausgeraubt werden, berichten wir von diesbezüglichen Erlebnissen anderer Freiwilliger, Tourist_innen bzw. Weiße oder Westler_innen. Kurz: Wir stellen uns und unsere jeweilige Gruppe sehr häufig selbst als Opfer dar. Manche dieser Situationen sind in der Tat emotional aufrüttelnd und teilweise auch gefährlich, wenn unsere körperliche Unversehrtheit auf dem Spiel steht. Ein einseitiger Fokus auf Situationen, in denen wir benachteiligt werden, stellt allerdings real existierende globale und strukturelle Machtverhältnisse auf den Kopf. Wir, die strukturell von Rassismus profitieren, stilisieren uns selbst zu Opfern (von Rassismus) – und das, obwohl es wahrscheinlich das erste Mal ist, dass Weiße Menschen auf ihr Weißsein aufmerksam gemacht wurden und darauf, dass es mit Überlegenheit, Reichtum und Macht verbunden ist.

Diese Umkehr ist bekannt als Vermeidungsstrategie, um Machtverhältnisse, die uns selbst bevorteilen, zu leugnen. Hierbei wird immer wieder der gleiche Fehler begangen: Wir unterscheiden nicht zwischen situationsbedingter auf der einen und struktureller Macht und Diskriminierung auf der anderen Seite. Strukturelle Diskriminierungen sind für uns als Weiße oder Westler_innen, sofern wir durch sie nicht eingeschränkt sind, oftmals nicht sichtbar; es sei denn, wir haben uns aktiv damit auseinander gesetzt. Die situative Macht, die beispielsweise ein_e Taxifahrer_in in Bangkok uns gegenüber hat, wenn er_sie die Situation ausnutzt und einen höheren Preis verlangt als üblich, ist hingegen sehr leicht wahrnehmbar, da sie mit negativen Gefühlen von Wut und Ausgeliefertsein verbunden ist. Auf struktureller Ebene haben wir gegenüber dem_der Taxifahrer_in eine Machtposition (und faktisch auch mehr Geld zur Verfügung), auch wenn er_sie sie situativ haben mag.

Auch wenn uns die situativen Momente viel stärker im Gedächtnis bleiben ist es die strukturelle Machtposition, die nachhaltig beeinflusst, wie wir unser Leben leben können, welche Selbstbilder wir haben, welche Privilegien wir genießen und was wir als normal verstehen. Die Tragweite von Rassismuserfahrungen lässt sich also maßgeblich über die strukturell-gesellschaftlich-historische Ebene verstehen. Weiße Menschen können daher zwar situativ diskriminiert werden, sind aber niemals Opfer von Rassismus. Das Verlangen von höheren Preisen oder die Frage nach Geld ist eine Reaktion auf oder sich zur Wehr Setzung gegen diese Machtposition, die Weiße bzw. Menschen aus dem globalen Norden besitzen. Strukturelle Machtverhältnisse sind so tief in unserer Identität, unserer Gesellschaft und weltweit verankert, dass sie nicht einfach umgedreht werden können. Das heißt, dass Weiße Erlebnisse zwar als Diskriminierungserfahrungen in Ländern des Südens wahrnehmen, allerdings nicht mit Erfahrungen von rassistisch Diskriminierten verwechseln dürfen oder vergleichen können. Eine Gleichsetzung leugnet die strukturellen Auswirkungen, die Rassismus auf Schwarze und People of Color im Alltag hat. Noch komplexer wird es, wenn wir als Schwarze Menschen oder People of Colour in den globalen Süden reisen:

Je nach eigener (Migrations)Biographie werden wir in die jeweils bestehende Gesellschaftsstruktur eingegliedert, bewertet und uns wird eine bestimmte Identität zugeschrieben. Dabei behalten wir allerdings immer das Privileg der Herkunft aus dem globalen Norden.

►Berichte ich von Privilegien, die ich selbst genieße? Vermeide ich es, sie als Normalität darzustellen oder gar ganz zu verschweigen?

►Verzichte ich auf ausschweifende und immer wiederkehrende Darstellungen von eigenen Diskriminierungserfahrungen? Ist mir die Unterscheidung zwischen situativer Diskriminierung und Rassismus verständlich und kann ich meine jeweiligen Erfahrungen zuordnen?

►Verzichte ich darauf, Weiße (ggf. mich selbst) als Opfer von Rassismus darzustellen?

►Mache ich mir den (globalen, historischen) Zusammenhang, Ursache und Wirkung der Machtverhältnisse bewusst, die in den jeweiligen Situationen eine Rolle spielen?

Die eigene Überlegenheit

„Das Verhalten der Botswana konnten wir zu Beginn oft nicht verstehen; wir waren ja selber erst vor kurzem in diese fremde Kultur eingetaucht. Wir mussten geduldig sein, beobachten und akzeptieren, dass wir das Leben hier nicht über Nacht verändern konnten.“

Die Konfrontation mit anderen Gesellschaften bringt häufig Verwirrung und Unsicherheit mit sich. Dabei kann der Wunsch nach Orientierung entstehen. Eine mögliche Orientierung bietet uns dann der eigene kulturelle Standard, die eigene Sozialisation, der eigene Horizont. Das Eigene wird hier zum Maßstab für das Andere, in dem Beispiel oben, „die Botswana“. Geduldig sein, beobachten, akzeptieren sind jedoch Handlungen, die eine Hierarchie herstellen, in der die beschreibende Person die Situation im Griff hat, weiß, was besser ist und damit über den Anderen steht. Die Erzählenden sind die Handelnden, die Anderen sind die Objekte der Beobachtung.

Das Eigene wird dabei als logischer, kompetenter, schlauer und gebildeter bewertet. Dass das eigene Selbstbild (Weißer und/oder westlich sozialisierter Menschen) häufig positiver ist als das Bild der Anderen, beruht auf der in der Einleitung beschriebenen Geschichte des Kolonialismus – wobei Schwarze und People of Color in Bezug auf Kolonialismus in anderen Positionen stehen als Weiße Menschen. So kann es einen Unterschied machen, ob ich selbst mit rassistischen Diskriminierungserfahrungen (in Deutschland oder im so genannten Gastland) konfrontiert bin. Es macht darin ebenfalls einen Unterschied, ob meine eigene Familie aus einem ehemals durch Europa kolonialisierten Land kommt oder nicht. Jedoch entlassen uns in der Regel eigene Rassismuserfahrungen im globalen Kontext nicht gänzlich aus unseren Privilegien: Wenn wir z.B. in Deutschland/Europa aufgewachsen und sozialisiert sind, einen deutschen/europäischen Pass und Mittel zum Reisen haben, sind wir zum einen durch „westliches“ Denken geprägt und uns stehen zum anderen bestimmte materielle und politische Ressourcen zur Verfügung.

Das Verhalten anderer Menschen erklären wir schnell mit ihrer „Kultur“, auch wenn es beispielsweise ökonomische Fragen sind, die das Verhalten von Menschen beeinflussen. Das „kulturell“ begründete Verhalten messen wir hier an einer Skala bei der das, was wir als eigene „Kultur“ verstehen, als Norm gilt. Machtverhältnisse werden dabei nicht thematisiert, weder im Bezug auf die eigene Gesellschaft noch auf die der Anderen.

„Vor allem stört mich, dass hier überhaupt kein Umweltbewusstsein herrscht. Viele der Gambianer leben vom Fischfang, was wegen der Hochseefischerei auch keine leichte Arbeit ist. Trotzdem wird der Strand als Mülldeponie verwendet und alles einfach weggeworfen.“

„Die Gambianer“ sind also umweltverschmutzend oder auch dreckig, wir sind hingegen umweltfreundlich und sauber. Dabei bleibt im Fall des Umweltbewusstseins unbeachtet, dass insbesondere westliche Länder, Konzerne und westlicher Konsum den mit Abstand höchsten Energieverbrauch, CO₂-Ausstoß, Wasserverbrauch etc. weltweit produzieren.

Diese Höherbewertung und auch eindimensionale bzw. vereinheitlichende Sichtweise kann dazu führen, dass wir uns dazu berechtigt und manchmal sogar berufen fühlen, alles um uns herum verbessern zu wollen und den Anderen „zu helfen“. Wir schätzen dabei die eigene Kompetenz zur Lösung der Probleme Anderer sehr viel höher ein als andersherum.

Die eigene Überlegenheit kann auch auf anderen Wegen zum Ausdruck gebracht werden:

„Noch mehr als die Inder regen mich ja oft diese kurzhosigen deutschen Birkenstocklatscher auf, die auf jeden Trick reinfallen und wegen denen wir nun hier höhere Preise zahlen müssen.“

Interessanterweise taucht das Gegensatzpaar Wir und Sie bei einigen Erzählungen gar nicht direkt als Nord und Süd auf. Stattdessen ist mit Wir häufig auch die Gemeinschaft der Backpacker_innen, Freiwilligen und/oder so genannten Entwicklungshelfer_innen gemeint. Dieses spezielle Wir liest sich oft wie eine nochmalige Idealisierung des Wir, mit dem Weiße oder westlich sozialisierte Menschen generell gesehen werden. Die neue Gemeinschaft, die wir so beschreiben, ist

nicht nur gebildet, demokratisch und modern, sondern auch noch alternativ, gutherzig und vertritt universelle Menschenrechte. Wir grenzen uns deshalb auch gerne sowohl von „zu Hause Gebliebenen“ als auch von Pauschaltourist_innen vor Ort ab, ohne dabei zu realisieren, dass unsere Gedanken und Handlungen oftmals gar nicht so anders sind, wir selbst uns auch nur für eine gewisse Zeit im Ausland aufhalten und die gleichen Privilegien wie Tourist_innen oder sogar noch zusätzliche genießen.

► Kann ich Neues erst einmal als Solches wahrnehmen und Irritationen zulassen, ohne gleich zu bewerten?

► Was weiß ich überhaupt über die Situation und die Menschen, die ich gerade beschreibe und/oder bewerte?

► Wie komme ich zu der Einschätzung, dass etwas so nicht richtig läuft oder dass ich es besser wüsste?

► Stelle ich mich selbst (und meine eigene Gruppe) nicht als besser, entwickelter oder höherwertiger dar?

► Hinterfrage ich meine eigene Gruppe und/oder Gesellschaft auch kritisch, ohne dabei mein Gastland zu exotisieren oder zu romantisieren? Finden diese Erkenntnisse Platz in meinen Berichten?

Nichts als Defizite

„Nach einer Stunde auf kleinen Pfaden durch den Dschungel kamen wir endlich in das Dorf. Kein Strom, kein fließend Wasser, nichts.“

Im Rassismus erfolgt die Abwertung des Anderen durch die Konzentration auf und ständige Wiederholung von Mängeln und Defiziten. Diese Strategie wird auch als kolonialer Blick bezeichnet. Zwei Punkte sind dabei charakteristisch: Erstens handelt es sich um eine so genannte eurozentrische Perspektive, also eine Art westlich-kulturell geprägte Brille. Die Anderen werden dabei auf negative Eigenschaften reduziert. Der von uns definierte Mangel muss nicht zwangsläufig aus anderen Perspektiven auch als solcher gesehen werden. Z.B. kann ein für deutsche Verhältnisse ärmlich aussehendes Haus Symbol für Status und Reichtum sein; oder können Menschen, die niemals eine Schule betreten haben, gebildet sein. Zweitens werden einzelne Aspekte nicht in einen größeren Kontext eingebettet betrachtet: Indem wir historische und/oder aktuelle Machtverhältnisse ausblenden, beschreiben wir die (vermeintlichen) Defizite als natürlich oder angeboren.

Das obige Zitat wirkt banal und faktenorientiert, ist aber Teil einer endlosen Reihe von Zitaten, die sich auf das Defizitäre konzentrieren. Der Blick und die Erzählung hätten ebenso auf anderes gelenkt werden können. Jedoch wird der Mangel, auch wenn er in Berichten romantisiert wird, immer wieder zum Abgleich zwischen zuhause/Europa und „dort“ herangezogen. Folgende Motive, z.T. in anderer Wortwahl, tauchen dabei auf: Die Anderen seien arm, ungebildet und/oder krank; sie lebten traditionell, also fern von europäischer Moderne, seien rückständig und unterentwickelt; es gebe keine (Hoch-)Kultur im westlichen Sinne, stattdessen lebten sie naturnah, Natürlichkeit sei ihre Kultur; Länder des Südens seien geprägt von Chaos, Schmutz, Überbevölkerung, Umweltverschmutzung und Korruption, ein Mangel an guter Regierungsführung sei offensichtlich; die Menschen seien unfähig, ihr eigenes Leben zu gestalten, seien passiv, faul, ohne Arbeitsmoral und deshalb abhängig von westlicher „Entwicklungshilfe“; sie könnten nicht für sich selbst sprechen und auch Erwachsene verhielten sich wie Kinder und benötigten

Erziehung und Beratung. Wir als Erzählende können uns selbst durch diese Zuschreibungen als wohlhabend, gebildet, gesund, modern, demokratisch, etc. darstellen. Oft reicht eines dieser Bilder aus, um eine ganze Reihe anderer in uns hervorzurufen, die wir gelernt haben, unbewusst damit zu verknüpfen.

„In meiner Partnerorganisation scheint Demokratie ein echtes Fremdwort zu sein. Unser Chef wirtschaftet alle Fördergelder in die eigene Tasche. Wir Freiwilligen haben uns daher nun zusammengeschlossen und führen selbst Buch, um dies als Beweis dem BMZ vorlegen zu können.“

Allmachtsfantasien, Kompetenzüberschreitungen und paternalistische Handlungen/Beschreibungen sind Strategien, die der Aufwertung des Eigenen dienen - gleichzeitig sind sie Begründung für die angebliche Notwendigkeit von „Entwicklungshilfe“, „entwicklungspolitischen“ Freiwilligendiensten, etc., denn es wird angenommen, dass die Anderen die vermeintlichen Defizite dadurch überwinden und sich an westlich-europäische Normen anpassen sollten.

Dies wird bei uns als Erzählende häufig dadurch sichtbar, dass wir uns selbst nicht nur als Helfer_innen oder Expert_innen, sondern auch als kleine Polizist_innen oder sogar als Menschenrechtsbeobachter_innen verstehen und uns dementsprechend verhalten. In der Werbung für Freiwilligendienste bekommen wir mit Slogans wie „You make the difference!“ sogar genau dieses Rollenbild vermittelt. Oftmals fehlt jedoch der Durchblick oder es wird ignoriert, dass die Dinge einfach anders funktionieren.

„Leider können wir uns hier fast gar nicht verständigen, es gibt kaum Menschen, die auch nur ansatzweise Englisch können. Und wenn sie Englisch sprechen, dann mit einem so krassen Akzent, dass man es gar nicht verstehen kann.“

Den Mythos der eigenen Überlegenheit erhalten wir auch dadurch immer wieder aufrecht, dass wir selbst bei Alltagsproblemen wie z.B. Kommunikation (sei es nun vermeintlich kultureller oder sprachlicher Art) die Schuld immer bei den Anderen suchen, anstatt auf eigene Unfähigkeit zu verweisen. Hier wird beispielsweise nicht die eigene Unkenntnis nicht-kolonialer/lokaler Sprachen kritisiert, sondern die westliche Norm vorausgesetzt.

- ▶ Vermeide ich einen Fokus auf Defizite?
- ▶ Gehe ich sensibel mit meinen Kompetenzen und Positionen um und überschätze sie nicht? Erkenne ich die Kompetenzen und Positionen anderer an? Halte ich mich mit Bewertungen zurück, wenn es um Verhältnisse geht, in die ich eigentlich keinen Einblick habe?
- ▶ Erzähle/Schreibe ich wertfrei und respektvoll?
- ▶ Versuche ich, Assoziationsketten gängiger Stereotype (z.B. Schwarzer Mensch ohne Kleidung = naturverbunden = rückständig = nicht gleichwertig) aktiv zu unterbrechen?
- ▶ Nehme ich eine Kontextualisierung vor? Sehe ich z.B. Armut in einem historischen, politischen oder sozialen Zusammenhang?
- ▶ Stelle ich alle Menschen als aktiv Handelnde dar (anstatt als passiv oder als Objekte)? Handeln die Menschen auch in repräsentativen Bereichen, also jenseits von Hauswirtschaft, Selbsterhalt und „einfachen“ Tätigkeiten?

Auf der Suche nach dem Authentischen

„Ein letztes Mal können wir im Busch leben mit einem simplen, aber fest an der Natur ausgerichteten Tagesrhythmus, ohne Hektik und Stress, quasi Erholung und Abenteuer in einem, wenn es auch nur für kurze Zeit ist: das wahre Afrika. Unterm Sternenhimmel schlafen, keine Wasserhähne und Duschen, den Fischern bei der Arbeit zusehen, Buschtaxi-Atmosphäre (durch nichts, auch nicht durch eine Achterbahnfahrt, zu ersetzen), Couscous mit Blättern essen... Ja, das einfache Leben in der Wildnis. Hier kann man Armut richtig spüren – ein Abenteuer.“

Wenn wir Dinge oder Personen als authentisch wahrnehmen und benennen, meinen wir anscheinend zu wissen, wie etwas tatsächlich auszusehen, zu funktionieren und sich zu verhalten hat. Das, was wir als „authentisch“ an anderen Gesellschaften und Menschen benennen, geht in der Regel auf die Gegenüberstellung von „Moderne“/„entwickelt“ und Ordnung versus „Tra-

dition“/„unterentwickelt“ und Chaos zurück. So werden komplizierte Busfahrten mit verspäteter Ankunft, Hütten, Armut und wilde Tiere als authentisch empfunden, auf dem Boden sitzen, keine Waschmaschine haben, lautes Sprechen und Frauen, die Körbe auf dem Kopf tragen ebenfalls. Etwas als authentisch zu beschreiben, geschieht allerdings keinesfalls ohne Wertung, sondern ist geprägt von Vorurteilen. Bereits bevor wir jemals in Afrika/Asien/Lateinamerika/Australien etc. waren, wissen wir was als authentisch gilt.

„Ich brach in den Mittagsstunden auf. Schon die Fahrt raus aufs Land machte mir große Freude, da ich sehr gespannt auf das Fest und die Rituale war und außerdem das echte Nepal erleben durfte.“

In der Regel verpflanzen wir Gesellschaften des globalen Südens in unserer Vorstellung in eine Art menschlichen Urzustand, an den Beginn menschlicher „Entwicklung“. Erst wenn sie sich vermeintlich ursprünglich

geben, d.h. nicht westlich-modern, meinen wir, das wirklich Wahre zu erleben; letztendlich wollen wir unsere eigenen Abenteuer- und Entdeckungsansprüche befriedigen und zeigen, dass wir uns jenseits der touristischen Pfade bewegen. In Bildern zeigt sich das oft durch die bewusste Auswahl eines Bildausschnitts,

wenn wir zum Beispiel einen „traditionellen“ Markt so ablichten, dass die am Rande geparkten Jeeps nicht zu sehen sind.

Wenn wir etwas als authentisch bezeichnen oder es vermeintlich authentisch darstellen, bringen wir damit zum Ausdruck, dass wir beurteilen können, wie Menschen



►Werde ich mir bewusst, dass ich vieles was ich sehe gedanklich in „Echtes“ bzw. „Wahres“ und „Verfälschtes“ bzw. „Unechtes“ einteile?

►Vermeide ich es, Menschen, Regionen oder Dinge als vermeintlich authentisch, echt oder verfälscht zu bezeichnen oder darzustellen?

►Beschreibe ich Armut, Natur und das, was ich als exotisch und authentisch ansehe, als einen unter vielen Aspekten des jeweiligen Landes?

►Suche und beschreibe ich vor allem auch Lebensrealitäten, die die Menschen nicht auf meine Vorstellung vom authentischen Leben festlegen?

oder Dinge wirklich sind und beanspruchen damit Definitionsmacht. Alles, was wir selbst als nicht-authentisch wahrnehmen, stellt eine Abweichung des vermeintlich Eigentlichen und Originalen dar. Von außen meinen wir, Menschen ansehen zu können, wie sie sind, was sie für Eigenschaften haben (oder haben sollten), was sie können

und nicht können sollten, etc. Genau so funktioniert Rassismus: Wir machen Menschen, die wir einer „Kultur“ oder einer Gegend zuordnen, zu Objekten mit bestimmten Eigenschaften. So wird Menschen eine eigene Identität, eine Individualität und selbstbestimmtes Sein und Handeln abgesprochen.



„Besonders an Latinas/Latinos ist diese Energie und Lebensfreude, ihr Sinn für die Familie und ihre Leidenschaft für Musik und Tanz.“

Zunächst mag es wenig problematisch erscheinen, eine andere Weltregion oder ihre Bewohner_innen in solch positiven Worten zu beschreiben. Was sollte eine solche Aussage denn mit Rassismus zu tun haben? Rassismus wird mit Ablehnung und Gewalt in Verbindung gebracht. Durch rassistische Einstellungen und Handlungen will man sich das Fremde eher vom Leib halten und Geringschätzung zum Ausdruck bringen. Das Zitat wirkt wie das Gegenteil: Das Andere ist exotisch – fremd, faszinierend und anziehend. Man will ihm nahe kommen, es spüren und aufnehmen. Abgesehen davon, dass hier Menschen eines gesamten Kontinents zusammengefasst und ihnen natürliche Eigenschaften zugeschrieben werden, stellt sich die Frage, welche Arten von Eigenschaften hier genannt werden. Betonen sie den Verstand von Menschen, ihr Wissen und Denken? Oder ihre Emotionen, ihre Unbeschwertheit und Leichtigkeit, ihr Rhythmusgefühl, ihre Attraktivität und das vermeintlich Animalische in ihnen?

Dass wir meist nur bestimmte Eigenschaften als positiv und begehrenswert herausheben – nämlich in der Regel Emotionen und Körperlichkeit –, hat eine koloniale Geschichte, in der es darum ging, Beherrschung und Gewalt zu rechtfertigen. Seit Beginn der Versklavung und Kolonisierung wurden Schwarze und People of Colour nicht nur als gefährlich oder faul dargestellt, sondern auch immer als besonders wild, emotional, sexuell aufregend und aufgrund ihres angeblich einfachen Gemüts als mit kindlicher Freude erfüllt und einfach zu beglücken. Dabei ging es immer um Aspekte, die die Europäer_innen ihrem Selbstverständnis nach nicht sein durften: irrational, animalisch, triebgesteuert und sexuell freizügig.

„Latin@s sind die besten Liebhaber_innen.“

Im 18. und 19. Jahrhundert verloren in Europa religiöse Weltanschauungen und kirchliche Institutionen an Einfluss. Mit der so genannten Aufklärung hatte der Siegeszug der Naturwissenschaften begonnen. Um die gewaltvolle Unterwerfung der kolonialisierten Menschen zu rechtfertigen, wurden diese in den Fantasien der Europäer_innen in die

Nähe der Tierwelt und Natur gerückt und/oder zu Kindern erklärt. Das war ein Instrument, um europäische Herrschaft und Gewalt zu rechtfertigen, denn Natur wollte beherrscht werden, Kinder schrien förmlich nach Bevormundung und danach, erzogen zu werden. Sich selbst sahen die Europäer_innen dabei als rationale Erwachsene, die ihren Körper, ihre Sexualität und Triebe bereits unter Kontrolle gebracht und sich somit selbst aus dem Naturzustand emporgehoben hatten. Die Anderen wurden also zu Objekten, auf die Verlangen projiziert wurden, die im europäischen Körper und Geist aus moralischen Gründen nicht existieren durften. Nicht nur Kontrolle und Gewalt konnten so gerechtfertigt werden, auch das eigene Nähebedürfnis der Europäer_innen: So konnte das Andere als vermeintlich exotisch konsumiert werden (z.B. sexuelle Kontakte, Vergewaltigungen, das Bestaunen als Lustobjekt), ohne das eigene Selbstbild dabei zu gefährden.

„Die Frauen tragen wunderschöne traditionelle Gewänder, bunt bestickt und mit vielen Perlen und Muscheln verziert, dazu noch eine ähnliche Kopfbedeckung. Wenn man durch eines dieser wunderschön grünen und fruchtbaren Täler läuft, ist es wie in einem Open-Air-Museum, in dem Kultur und Natur eine Einheit bilden.“

Ein weiterer Aspekt von Exotisierung ist der Fokus auf (tropische) Natur und wilde Tiere. Exotisch bedeutet in diesem Zusammenhang automatisch auch „ursprünglich“, also noch unverdorben von jeglicher Zivilisation. Und so ursprünglich wie die Natur beschreiben wir dann häufig auch die dort lebenden Menschen (➡ Romantisierung von Armut).

Heute führen derartige stereotypisierte Vorstellungen dazu, dass Länder des globalen Südens als so genannte exotische Reiseziele für Abenteuer, Selbstverwirklichung, berufliche Orientierung, Ausleben eines Helfersyndroms, Sextourismus und Aussteigertum des Westens erhalten müssen. Wenn es aber um Wissenschaft, Management und Regierung geht, werden Gesellschaften und Menschen aus dem globalen Süden nicht ernst genommen.



„Bei meinem Aufenthalt auf den Philippinen habe ich von den Menschen dort gelernt, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Die Leute kommen mit so wenig zurecht und sind trotzdem glücklich. Man kann auch mit wenig zufrieden sein, wie besonders die Kinder hier beweisen. Es ist schön, das zu sehen.“

Die Motivation für Reisen in den globalen Süden hängt oft mit einer Suche nach „etwas Anderem“ zusammen: Weg aus dem grauen deutschen Alltag und rein in eine völlig neue Umgebung, die dazu anregen soll, das eigene Leben neu zu überdenken. Nicht selten entsteht durch dieses Erleben eines anderen Alltags ein kritischer Blick auf das eigene Leben in Deutschland: Macht der ganze materielle Wohlstand denn eigentlich glücklich?

Mit Berichten, die die Aussage „die Menschen dort sind arm, aber glücklich“ reproduzieren, werden aber auch Bilder vermittelt, die Rassismus enthalten. Mit einer so verallgemeinernden Aussage wie im Beispielzitat erheben wir uns schnell in eine vermeintlich neutrale Position und schaffen eine Legitimation von bestehenden globalen Arm-Reich-Gefällen. Kennen wir die Menschen, über die wir da gerade sprechen oder die auf einem Foto abgebildet sind, wirklich gut? Haben wir mit ihnen eingehend über ihre Perspektive auf ihr Leben gesprochen? Lassen wir die Menschen selbst zu Wort kommen? Vielleicht waren die Menschen auch mit mehr materiellem Reichtum glücklich? Die Aussage „arm aber glücklich“ bedeutet, dass materielle Armut eigentlich gar nicht so schlimm ist, weil die Menschen ja anscheinend auch so prima klarkommen. So werden globale Zusammenhänge, ungerechte Strukturen des Welthandels und kolonialzeitliche Ausbeutung ausgeblendet und es wird gleichzeitig entnannt, dass einige Menschen (uns inbegriffen) davon profitieren.

Ein typisches Bild, das im Kontext des Kolonialismus von Weißen aus den Kolonien vermittelt wurde, ist das des „edlen Wilden“. Dieses Bild hatte die Funktion, ein vermeintlich ursprüngliches, von der westlichen Zivilisation unberührtes Leben auf die kolonisierten Menschen zu projizieren. Die Kolonisierten waren dabei in der kolonialen Logik zwar „edel“ weil unverdorben, aber

- ▶ Vermeide ich Aussagen oder Fotos, die Menschen auf Körperlichkeit und/oder Sinnlichkeit und Emotionalität reduzieren?
- ▶ Durchbreche ich aktiv Assoziationsketten wie „exotisch“ = „natürlich“ = „rückständig“ und vermeide damit implizite Abwertungen?
- ▶ Gelingt es mir, die Welt nicht als Museum darzustellen? Treten ihre Bewohner_innen als Subjekte auf?
- ▶ Sind in meinen Berichten auch Themen vertreten, die mit „Moderne“ in Verbindung gebracht werden (wie z.B. Intellektuelle, zeitgenössische Kunst, Wissenschaft, Subkulturen)?
- ▶ Beschreibe ich vor allem auch Lebensrealitäten, die meinen exotisierenden Blick enttäuschen?

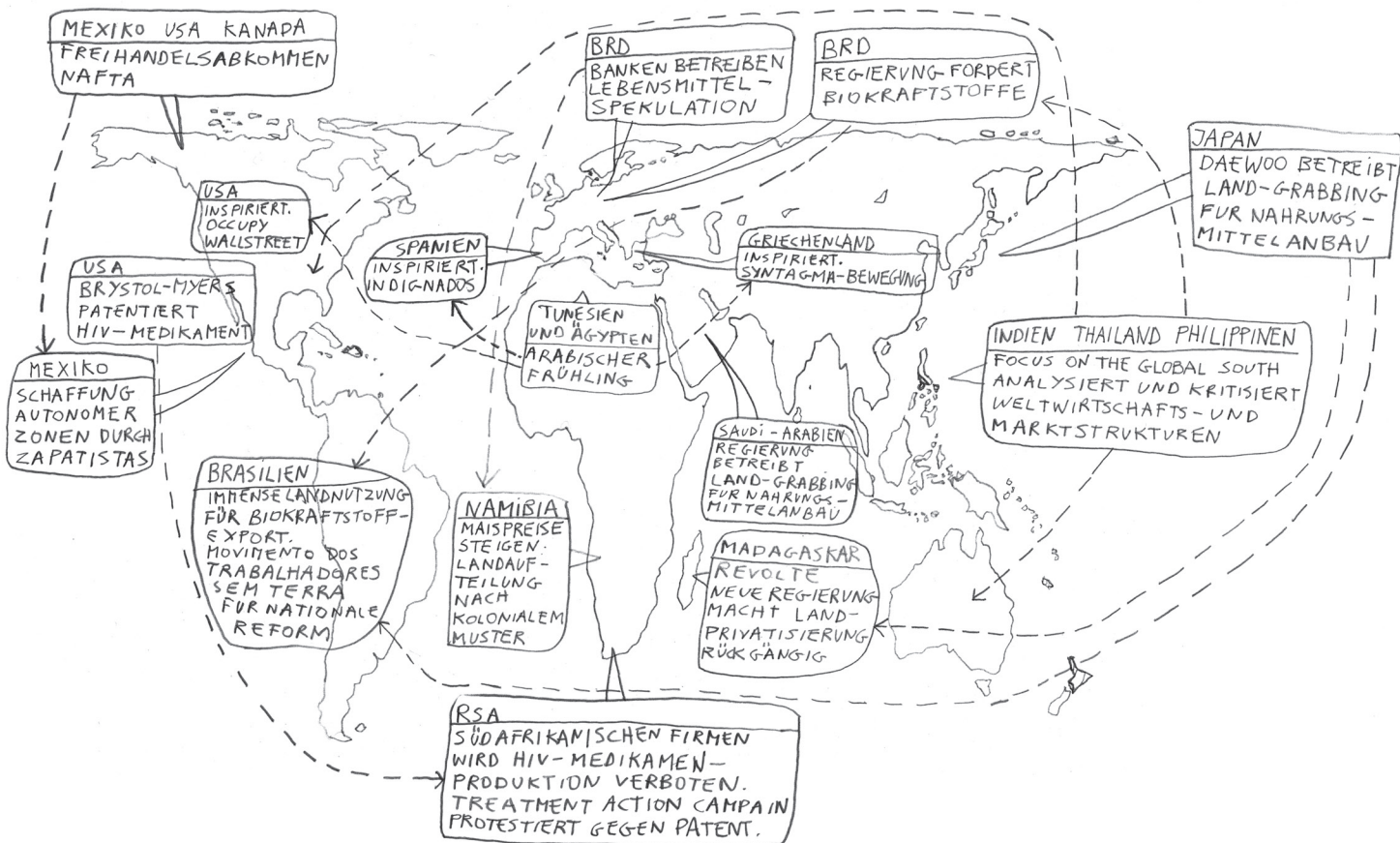
„Exotisch“ bedeutet von der Wortherkunft her ausländisch, fremdländisch oder überseeisch und fand im Zeitalter der europäischen Aufklärung und des Kolonialismus Eingang in die deutsche Sprache. Insbesondere das Wort überseeisch verdeutlicht, aus wessen Perspektive hier gedacht wird und wer überhaupt nur zum exotischen Objekt gemacht werden kann: Schwarze Menschen und People of Color; Weiße Menschen hingegen nie, denn diese machen sich durch das Bezeichnen der Anderen zur Norm.

eben auch „wild“, also kindlich, naiv, sexuell unkontrolliert, heidnisch etc. und mussten daher missioniert und erzogen werden. Die Figur des „edlen Wilden“ ist ein Beispiel dafür, wie die Kolonien zur Projektionsfläche der eigenen Sehnsüchte und zum Gegenbild eines „moralisch verdorbenen“ Europas konstruiert wurden. In einer solchen Logik agieren wir auch heute, wenn wir das Bild der „Armen aber Glücklichen“ oder „von westlicher Entwicklung unverdorbenen“ Menschen im globalen Süden weitertragen. Diese Denkfiguren sagen weitaus mehr über die Sprecher_innen aus, über ihre eigenen Wünsche und Sehnsüchte, als dass sie mit der Lebensrealität der Menschen, über die die Aussagen getroffen werden, zu tun haben [► Exotisierung].

► Benenne ich Ursachen und Zusammenhänge von Armut? Erwähne ich historische oder aktuelle Machtverhältnisse, die damit zu tun haben?

► Vermeide ich es, die Lebensweisen von Menschen aus dem globalen Süden zu romantisieren?

► Ist es meine eigentliche Motivation, mit der Romantisierung von Armut Kritik an der deutschen Gesellschaft zu üben? Welche Möglichkeiten stehen mir dafür zur Verfügung, ohne den Umweg über den globalen Süden zu gehen?



AUSBLICK

Die Auseinandersetzung mit Rassismus und dem kolonialen Erbe ist ein (lebens)langer Prozess, der nicht durch das Lesen einer Broschüre oder von ein paar Texten abgeschlossen sein kann. Wir wissen aus eigener Erfahrung, dass eine intensive Beschäftigung mit dem Thema Verunsicherung hervorruft und zunächst eher lähmen als beflügeln kann. Insbesondere für Weiße kann dies mit Abwehrverhalten und Schuldgefühlen einhergehen, die einem verantwortungsvollen Umgang mit den eigenen Privilegien im Weg stehen. Nicht auszuschließen ist aber auch, dass in Deutschland sozialisierte Schwarze und People of Color erkennen, dass sie durch ihr Aufwachsen in einer rassistischen Gesellschaft selbst gegenüber Menschen im globalen Süden rassistische und kolonial geprägte Bilder im Kopf haben. Andererseits kann das Erkennen von bestehenden rassistischen und kolonialen Strukturen für Schwarze und People of Color auch eine Form der Selbstermächtigung sein... Je nach Positionierung und Intensität der Beschäftigung ist eine Konfrontation mit der eigenen Verstrickung in rassistische Strukturen notwendigerweise eine emotional aufreibende Angelegenheit.

Sprachlosigkeit und Verunsicherung als Reaktionen auf die Auseinandersetzung mit Rassismus sind unserer Meinung nach alles andere als eine Niederlage, auch wenn sich das vielleicht manchmal so anfühlt. Wir möchten stattdessen dazu ermutigen, auch das Nicht-Schreiben und das Nicht-Fotografieren als verantwortungsvolle Handlung zu verstehen und sich selbst Raum und Zeit für Auseinandersetzungen mit den oben angesprochenen Themen einzugestehen.

Es gibt unseres Erachtens aber auch Möglichkeiten, tatsächlich neu zu berichten, also nicht die immer gleichen Stereotypen, rassistischen oder kolonialen Erzählungen zu wiederholen. Deswegen erlauben wir uns, abschließend ein paar mögliche alternative Herangehensweisen an

Berichterstattung von Auslandsaufenthalten vorzuschlagen, von denen einige Ideen auch schon in den Tipps angeklungen sind. Dabei ist es uns wichtig, nochmal darauf hinzuweisen, dass die nachfolgenden Ideen weder einen Freischein liefern, noch eine abzuhakende Checkliste darstellen, wie man Rassismus in Blogs vermeiden kann.

Selbstreflexion üben und mit anderen teilen

Eine Strategie, mit entstandener Verunsicherung umzugehen, kann Selbstreflexivität und -kritik sein und der Austausch über Gedanken, Ängste und Schwierigkeiten. Ein offen und ehrlich geschriebener Blog kann genau die Verunsicherung zum Thema machen, was man denn wie schreiben und fotografieren möchte und welche Probleme sich einem dabei stellen. So kann mit den Leser_innen zu Hause eine Diskussion über diese Unsicherheiten und die (Un-) Möglichkeiten des Berichtens von der Reise entstehen.

Geschichte lernen und vermitteln

Es ist auffallend, wie wenig in Blogs über strukturelle Zusammenhänge und historische Entwicklungen erzählt wird. Eine alternative Herangehensweise kann es daher sein, die Kolonialgeschichte und deren Auswirkungen auf die heutige Situation im Land und (wirtschafts-) politische Hintergründe wie zum Beispiel Rohstoffabbau und die Rolle internationaler Konzerne in Blogs zu thematisieren und zu diskutieren. Dabei könnten auch Menschen aus sozialen Bewegungen vor Ort mit ihren Aktionen und Meinungen zu bestimmten Themen zu Wort kommen und deren Blogs verlinkt werden. Auch können wir uns mit dem Widerstand gegen den Kolonialismus vor Ort beschäftigen und herausfinden welche anticolonialen Widerstandskämpfer_innen oder -gruppen es gegeben hat.

Den Fokus verschieben durch komplexes Berichten über Aktuelles und Zeitgenössisches

Ein alternativer Fokus könnte auch dadurch in die Berichterstattung gebracht werden, dass beispielsweise über das Museum für zeitgenössische Kunst, die aktuellen Star-Designer_innen, ein neues Theaterstück, den momentanen Bestseller oder innovative Technologien erzählt wird. Vom literarischen, filmischen, künstlerischen, journalistischen, politischen, wissenschaftlichen oder technologischen Schaffen in Ländern des Südens bekommen wir in Deutschland meist viel zu wenig mit. Wenn wir Menschen vor Ort zuhören und sie selbst zu Wort kommen lassen, kann dies eine Möglichkeit sein, Verallgemeinerungen und stereotype Darstellungen zu umgehen und einen Einblick in die Komplexität des jeweiligen Kontexts zu geben.

Zusammenhänge herstellen und Gesellschaftsstrukturen berücksichtigen

Wie auch in Deutschland gibt es in anderen Ländern Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen Regionen und zwischen Stadtteilen. Es gibt Klassenunterschiede und Benachteiligung von bestimmten Gruppen innerhalb der Gesellschaft. Auch existieren bestimmte Geschlechter- und Sexualitätsverhältnisse, die bestimmte Rollen zuschreiben und andere verunmöglichen – ganz wie bei uns. Und dann gibt es, wie überall, Subkulturen mit ihren Konventionen, Kleidungsstilen, Sprach- und Verhaltensweisen. Dies alles können wir berücksichtigen, wenn wir berichten, und somit das Erzählte in seine komplexen Zusammenhänge bringen, auch wenn diese uns dabei unverständlich bleiben. Simplen Vereinfachungen wird so der Boden unter den Füßen weggezogen.

Diesen Aspekten mehr Aufmerksamkeit zu schenken können wir uns zur Aufgabe machen und so von Themen erzählen, die vielleicht niemand von den Daheimgebliebenen in Berichten erwartet, weil sie dem in Deutschland in Schulen und Medien vermittelten Wissen über Länder des globalen Südens nicht entsprechen. So können wir uns in unseren Berichten der Aufgabe eines verantwortungsvollen Umgangs mit der kolonialen Vergangenheit und Gegenwart stellen und gleichzeitig spannende, informative und perspektivverändernde Fotos und Erzählungen übermitteln.

WEITERLESEN WEITERDENKEN WEITERHANDELN

Adichie, Chimamanda

The Danger of a Single Story

► http://www.ted.com/talks/chimamanda_adichie_the_danger_of_a_single_story.html

Arndt, Susan

Ofoatey-Alazard Nadja (Hg.)

2011

*Wie Rassismus aus Wörtern spricht
(K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache
Ein kritisches Nachschlagewerk
Unrast*

Backes, Martina

Goethe, Tina

Günther, Stephan

Magg, Rosaly

2002

*Im Handgepäck Rassismus
Beiträge zu Tourismus und Kultur
iz3w/Fernweh*

**Berliner Entwicklungspolitischer
Ratschlag et al. (Hg.)**

2007

*Von Trommlern und Helfern
Beiträge zu einer nicht-rassistischen
entwicklungspolitischen Bildungs- und
Projektarbeit*

**Berliner Entwicklungspolitischer
Ratschlag**

2010

*Checklisten zur Vermeidung von Rassismus in der entwicklungspolitischen
Öffentlichkeitsarbeit*

► http://ber-ev.de/download/BER/09-infopool/checklisten-rassismen_ber.pdf

**Castro Varela, Maria do Mar
Dhawan, Nikita**

2005

*Postkoloniale Theorie /
Eine kritische Einführung
Transcript*

Chakrabarty, Dipesh

2000

*Provincializing Europe
Postcolonial Thought and Historical
Difference
Princeton University Press*

**Danielzik, Chandra-Milena
Bendix, Daniel**

2010

Exotismus. „Get into the mystery ...“
ROSA - Die Zeitschrift für
Geschlechterforschung 40: 4-7.
► <http://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/2010-Danielzik-Bendix-Exotismus.htm>

Escobar, Arturo

1995

*Encountering Development
The Making and Unmaking of the
Third World
Princeton University Press*

Fanon, Frantz

1980

*Schwarze Haut, weiße Masken
Syndikat*

Ferguson, James

1990

*The Anti-Politics Machine:
„Development“, Depoliticization, and
Bureaucratic Power in Lesotho
Cambridge University Press*

Hall, Stuart

1992

*The West and the Rest
Discourse and Power*
in Hall, Stuart/Gieben, Bram (Hrsg.):
Formations of Modernity. Oxford, S.
275-332

Jain, Anil K.

2000

*Die „Globale Klasse“
Die Verfügungsgewalt über den
(globalen) Raum als neue Dimension
der Klassenstrukturierung*

► [http://www.power-xs.de/jain/pub/
globaleklasse.pdf](http://www.power-xs.de/jain/pub/globaleklasse.pdf)

Kapoor, Ilan

2008

*The Postcolonial Politics of Develop-
ment*

Routledge

Kilomba, Grada

2008

*Plantation Memories
Episodes of Everyday Racism*

Unrast

Kontzi, Kristina

2011

*Ich helfe, du hilfst, ... ihnen wird gehol-
fen. Der Freiwilligendienst weltweit
reproduziert altbekannte Strukturen.*

Iz3w 323

Mbembe, Achille

2001

On the Postcolony

University of California Press

Said, Edward

1978

Orientalism

Penguin Books

Sontag, Susan

1980

Über Fotografie

Fischer

Sow, Noah

2008

Deutschland Schwarz Weiss

Der alltägliche Rassismus

Bertelsmann

Philipp, Carolin

Kiesel, Timo

2011

Film *White Charity*

www.whitecharity.de

Andreotti, Vanessa

2006

*Soft versus critical global citizenship
education*

► [http://www.osdemethodology.org.uk/
texts/softcriticalvan.pdf](http://www.osdemethodology.org.uk/
texts/softcriticalvan.pdf)

von Vacano, Mechthild

2010

Reise Reflexionen Selbst Bilder

Eine rassismuskritische Studie über

*Ethnotourismus in Tana Toraja, Indo-
nesien*

regiospectra

Wainaina, Binyavanga

2005

How to write about Africa

Granta 92

► [http://www.granta.com/Magazi-
ne/92/How-to-Write-about-Africa/Page-1](http://www.granta.com/Magazi-
ne/92/How-to-Write-about-Africa/Page-1)

Wollrad, Eske

2005

*Weißsein im Widerspruch: Feminis-
tische Perspektiven auf Rassismus,
Kultur und Religion*

Ulrike Helmer

Ziai, Aram

2005

*Imperiale Repräsentationen
Vom kolonialen zum Entwicklungs-
diskurs*

► [http://www.sopos.org/
aufsaetze/408aa83c03940/1.phtml](http://www.sopos.org/
aufsaetze/408aa83c03940/1.phtml)

www.andersdeutsch.blogger.de

www.black-print.blogspot.com

www.buehnenwatch.com

www.criticalwitness.com

www.derbraunemob.info

www.freedom-roads.de/frrd/blog.htm

www.glokal.org/wordpress/blog

www.iheartdigitallife.de

www.iz3w.org/fernweh/deutsch

www.jamesknopf.blogspot.com

www.maedchenmannschaft.net

www.metanationale.org

www.m-strasse.de

www.whitecharity.de

glokale.V. ist ein Berliner Verein, der an der Schnittstelle von „Entwicklungszusammenarbeit“ und Rassismuskritik arbeitet. Themenrelevante Angebote von glokal umfassen Workshops, Multiplikator_innen-Ausbildungen, Beratung, Prozessbegleitung und Konzepterstellung zu folgenden Unterthemen:

- Vermeidung von Rassismus in Blogs und Social Media
- Postkoloniale Perspektiven auf „Entwicklungszusammenarbeit“
- Kritische Auseinandersetzung mit „weltwärts“
- Machtkritische Analyse von Methoden des Globalen Lernens und des interkulturellen Lernens
- Critical Whiteness
- Anti-Bias/Anti-Diskriminierung

Weitere Themen auf

<http://www.glokal.org>

Gerne entwickeln wir auch zielgruppenspezifische Angebote.



Wenn wir auf Reisen oder sogar für eine längere Zeit in den globalen Süden gehen, erleben wir ungemein viel und möchten gerne unseren Freund_innen und Verwandten zuhause berichten und sie an unseren Erlebnissen, Erfahrungen und Eindrücken teilhaben lassen. Ganz egal, ob wir als Tourist_innen, z.B. als Backpacker_innen, unterwegs sind, dort einen Job, einen Freiwilligendienst oder ein Praktikum absolvieren – wir fotografieren und erzählen in E-Mails, Social Media, (Rund-)Briefen oder einem eigenen Blog, wie es uns geht, was uns bewegt, überrascht, glücklich macht oder irritiert. Wieder zurück in Deutschland geht das Erzählen und das Zeigen von Fotos meist erst richtig los.

Diese Broschüre bietet einen Einstieg für Menschen, die sich Gedanken darüber machen wollen, inwiefern ihre Wahrnehmungen und Berichte über den globalen Süden in rassistische und koloniale Strukturen verwickelt sind. Sie führt in zentrale Themen wie Macht- und Herrschaftsverhältnisse im globalen Kontext, Kolonialismus und Rassismus sowie in die Wirkmacht von Bildern und Sprache ein. Darüber hinaus werden einige der üblicherweise in Berichten auftauchenden Erzählmuster aufgezeigt und analysiert. Leitfragen und Anregungen ermöglichen es den Leser_innen, eigene Vorstellungen, Sprechweisen und Bilder selbstkritisch unter die Lupe zu nehmen und davon ausgehend alternative Handlungsoptionen zu entwickeln.

